Das Leben der Seele

Ernst Schur

Das Leben der Seele

Ernst Schur


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





DIESES BUCH WURDE IN EINER NUMERIERTEN AUFLAGE VON 850 EXEMPLAREN GEDRUCKT. DAVON DIESES NUMMER

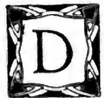
152

ERNST SCHUR

DAS LEBEN DER SEELE

OESTERHELD & Co · BERLIN 1906

ERSTES KAPITEL

ie Seele ist ein großes, unergründetes Rätsel. Sie ist ein Land mit ungeheuren Grenzen, in dem alles Einzelne — und sei es auch noch so groß und vielfältig — untergeht und verschwindet. Und da, wo diese Kraft sich ganz weitet und ausdehnt, gibt sie uns die Vorstellung, ja das deutliche Gefühl einer Überwindung von Dimensionen und Entfernungen, dem gegenüber wir uns in den Zuständen unserer Erlahmung klein und unansehnlich, blaß, verkümmert und zwergenhaft fühlen müssen.

Die Seele ist Reaktion, ist Bewegung. Und darum ist sie alles und lebt mit und in allem. Was wir aber von ihr wissen, ist nur ein Abglanz. Das, was in unser Bewußtsein als spiegelnder Schein hineinfällt, das erfahren wir. In expansiven Zuständen erweitern wir dieses Gebiet und erhalten Kenntnis von dem, was uns sonst verschlossen bleibt. Wir lüften einen Schleier.

Was wir *wissen*, ist nur ein Teil dessen, was wir *sind*. Die überschüssige Kraft drängt uns, mehr von uns zu erfahren. Die Richtungsverschiedenheit dieser Kraft teilt die Charaktere. Die nach außen drängenden *wirken* und werden ein Teil der Naturelemente, die Anstoß geben. (Sie müssen sich so erhöhen, daß ihre Kraft so rein und natürlich ist wie die Kraft des Baumes, der wächst, Knospen treibt, blüht —

alles ein Drängen, ein fortwährendes Erhöhen über sich selbst hinaus.) Die nach innen drängenden ruhen. Sie lassen auf sich wirken. Sie müssen sich so vertiefen, daß ihre Kraft so frisch und erquickend ist wie die Stille des Sees, der träumend eingebettet ist zwischen grünenden, schützenden Waldungen. Wenn der silberne Mond aufgeht, ruht die Fläche — alles ist ein Warten, ein Aufsaugen, ein stilles Bereit-Sein. — Das sind — in Reinheit — die weiblichen und männlichen Seelen.

Da aber der Wandel der Entwicklung Vermischungen zuläßt, so trübt sich diese Reinheit, und innerhalb eines Menschen kämpfen diese beiden Gegensätze miteinander. Es finden Übergänge und Verschiebungen und Umkehrungen statt. Unter diesem Zwiespalt leidet der Wille. Auch gibt es Seelenvereinigung, d. h. Vereinigung wirkender und ruhender Kräfte, so daß eine Einheit zeitweilig hergestellt wird. In diesem Hinstreben zueinander liegt eine Bereicherung. Eines fühlt die Tendenz des anderen und nimmt fortab, nachdem es die Richtung dieses Strebens, seine Art, seine Dauer gespürt und erfühlt hat, dieses Außer-Ihm-Befindliche in seinen Bereich, in seine Welt auf. So leben beide mit- und ineinander. Und die Seele fühlt diese Bereicherung nicht als Zwiespalt, sondern als Wachstum.

Es gibt Charaktere, die gleichsam von Anbeginn an diese Verschiedenheiten in sich vereinigen und diesen Zustand nicht als Störung empfinden. Die wirkend und ruhend, ruhend und wirkend sind. Die Anstoß geben und Aufnahme erwarten, die warten, um aufzunehmen und drängend Anstoß geben. Diese wechseln scheinbar immer und sind bald mehr das Eine, bald mehr das Andere. Sie brauchen eigentlich keine Ergänzung. Sie sind ein Ganzes. Die zerspaltene Natur versöhnt sich in ihnen zu einer Einheit. Dennoch werden sie sich dahin getrieben fühlen, sich zu erweitern, sich mit anderen zu vereinen. Es ist eine Probe für sie, ein nochmaliges, tieferes, wissenderes Erschauen. Diese Charaktere haben die Tendenz zu allseitigem Erleben. Ihre universale Kraft ist über ihnen und schwebt höher, als sie es selbst zu fassen vermögen. Darum binden sie sich zu festerem Beginnen. Sie vertrauen blind auf die Kraft, die sie hält, daß sie über dem Abgrund schwebend hinabblicken können auf die Welt der Wirrnisse.

Ist die zweite Seele gleichgestimmt, so wird das Leben diesen zu einem Wechselspiel des Erlebens. Die Melodie der ruhelosen und doch immer stillen Natur rauscht und singt in ihren Seelen. Die tierische Abhängigkeit wird zum freien Bestimmen. Wo für den Einen als festbegrenzter Erscheinung Halt und Dunkel ist,

da ergreift ihn die Hand des Anderen, die ihn langsam weiterführt. So hebt ihnen sich immer tiefer ins Dunkel hinein der Schleier der verhüllten Dinge. Die wechselnde Befreiung erleuchtet immer mehr ihre Pfade und sie wissen mehr voneinander als sie sich sagen können. Sie wissen auch mehr von dem Ewig-Fremden, als andere verstehen.

Seele ist Wirkung, Kraft, Bewegung, Reaktion, Reflex. (Kraft ruht auch.) Was sie in sich ist, ob sie mehr ist, als sie uns erscheint, wissen wir nicht. Denn wir wissen nur, was sie uns ist, wie sie uns erscheint. Vielleicht sind wir für sie nur ein Durchgangsstadium. Der Umkreis unseres Erlebens stellt sich dann dar wie die Wölbung einer ungeheuren Kuppel, unter der wir stehen, an deren bronzenen Wänden wir die silbernen Tropfen fortwährend herunterrinnen sehen. Wohin sie rinnen, wissen wir nicht. Wir sehen aber die Schönheit dieser Erscheinung. Wir spüren die Unendlichkeit dieser Bewegung. Und indem wir wachend und sehend diese Übertragung, die durch uns als Leiter hindurchgeht, als Welle spüren, ahnen wir, daß unser Bewußtsein nur einen Teil dieser dunklen Gebiete aufhellen kann. Wir brauchen darum nicht zu fürchten, daß wir damit unserer Kraft Abbruch tun. Wir bleiben, was wir sind und wir bleiben unserer Kraft treu. Aber wir machen uns ärmer als wir sind, wir entledigen uns sicherer Waffen,

wenn wir allzu dicht hinter unserer augenblicklichen Existenz das Tor schließen. Wir verschütten Quellen, wenn wir diese Verbindungswege verwildern lassen. Wir verdunkeln die innere Helligkeit, halten wir nicht diese dunklen Tore offen. Der Vollmensch spürt sich und seine Kraft, wenn er sich schwankend erhält in dem lebendigen Zwischenstadium, wo die Seele nicht zaudert, sich seiner zu bedienen und wo sein Bewußtsein nichts anderes ist als ein Mittel, das ihm dient. Es erscheint nicht als höchster Punkt, sondern als zeitweiliger Durchblick, als gelegentlicher Ruhesitz, als Plateau auf dem Felsen, das einen bequemen und sicheren Überblick gibt.

ZWEITES KAPITEL

ämmerzeiten des Werdens! . . . . .
Wenn die Seele sich zum ersten Male weitet, sich ihrer wachsenden Kraft bewußt wird, sich hinausringt aus dem Dunkel und dem Dämmer des Werdens und dem trüben, grauen Schein und mit allen Organen ins Sichtbare, in klare Regionen strebt! Sie betätigt sich als Kraft und dann beginnen von nun ab andere Regungen den Sinn zu lenken und in dem Kampf gegen das Widerstrebende, Bedrückende kommen hier mehr Dinge zur Sprache, als anderswo — Dinge, die sonst vielleicht schweigen.

Viel lebhafter wirbelt alles durcheinander. Empfinden und Denken werfen alle Fesseln ab. Die krassesten Gegensätze befehden sich wütend. Es siedet der eifervolle Wille. — Und in diesem gesteigerten Kampf der Seele um ihr Dasein werden alle Kräfte frei. — Immer drängender steigt die Entwicklung hoch, die sich nicht mehr unterdrücken läßt. Immer rücksichtsloser und wütender pocht der Wille an die Pforte der Sehnsucht. Und was wartend draußen steht, begehrt Einlaß.

Da fühlen wir plötzlich — und schon ermattet unser Widerstand — wie sehr unser Wesen sich schon begrenzt hatte, wie schnell noch in letzter Stunde beinah die Fesseln gelockert werden, wie sehr wir uns schon auf Formeln hatten bringen lassen. — Sklaven des Nutzens, des

Verstandes, der Überlegung verabscheuten wir die innerst-treibende Notwendigkeit, deren grandioser Zwang uns nun entzückt und berauscht. Wir fürchteten sie und meinten, wir könnten sie umgehen.

Du kannst sie nicht umgehen! Wenn du ein Mensch bist, ein Mensch werden willst, mußt du dieser Sphinx ins Antlitz blicken. Fürchte sie, wenn du nicht anders kannst. Aber mache fernerhin nicht den Versuch, dich vor ihr zu ducken und um sie herumzuschleichen.

Unter Tänzeln und Jonglieren verbergen wir diese Feigheit und verbrämen diese Maske. Der kleinlichste Egoismus steckt dahinter, der sich selbst nur genießen will, aber sich scheut, mit dem Eigenen zu zahlen. Meist ist allerdings auch Eigenes nicht vorhanden. Genußsucht, Egoismus ist meist eine Folge innerer Leere. Wer nicht weiß, welchem Sinn er dient, womit er sein Dasein ausfüllt, der setzt sich in die Nähe der Bequemlichkeit, der Göttin, die er liebt und anbetet und ergibt sich einem Wandel, von dem er hofft, er werde ihn hinwegtäuschen über die Leere. — (Wie sehr ist unsere Kunst Ausfluß dieses Hinwegtäuschenwollens, ein Spiel mit Formeln, ein Ducken vor den großen Notwendigkeiten, ein Tanzen vor vollen Bäuchen, die verdauen wollen und Haremsgelüsten und Haremssehnsuchten frönen!)

Der starke Mensch ist immer wachsend, werdend, sich wandelnd. Er ist groß und frei und rücksichtslos; muß es sein, auch brutal. Er steht im Freien, in freier Natur. Stürme wehen um ihn. Und er scheut nicht die Abgründe menschlicher Tiefen.

Der schwache Mensch will überall Erklärungen und es dauert auch nicht lange, so weiß er sie. Er sucht und fahndet danach. Er fühlt sich immer als Vertreter einer geprägten Kultur, deren Sinn in fertigen, abgerundeten, daher kleinen Arbeiten aus sich herauszustellen seine Aufgabe ist. Lehrlinge, die meinen, eines Tages bei zunehmendem Alter Meister geworden zu sein und nun den Kommenden Lehren vorpredigen zu dürfen. Sie merken gar nicht, daß dies das Ende wäre. Und wahrlich, sie meinen ja auch, ihre Zeit wäre am Ende und wäre die allerweiseste. — So gräbt der schwache Mensch — der die Gegenwart meistert — dem Unerklärbaren den Boden ab, so drängt er es allmählich aus der Welt heraus. Aber der Sinn der Seele ist nicht das Ende, sondern: wachsende, unaufhörlich schwellende Energie.

Wir können, wenn wir bewußt arbeiten wollen, weiter nichts tun, als die Irrtümer und Bequemlichkeiten des Lebens, die uns aus früheren Zeiten überkommen sind, beseitigen. Die Grenze aber des Unerklärbaren, das wir nie beseitigen können, wird nur um so tiefer verlegt.

Wir übersehen es nur und meinen, es damit getötet zu haben. — Aber in jeder neu erwachenden Kraft braust immer wieder von neuem der aufgeregte, chaotische Strudel der Möglichkeiten. Und jede neue Seele muß in ihrer Emanation Hemmungen beseitigen, gegen Wirrnisse ankämpfen, ehe sie daran denken kann, sich ruhig auszuleben. — Der tiefblickende Betrachter des Weltlaufs und der Entwicklung sieht immerfort rings um sich ein brandendes, wogendes Meer, aus dessen tosendem Gischt Millionen Arme sich emporrecken, während die Fluten unaufhörlich ineinander brausen. Und sein Ohr hört Schreie, die niemand sonst vernimmt. Sie ertönen wild und orgiastisch wie Mövenschreie über spritzenden Wellen. Sie ertönen gellend und seltsam und oft tierisch. Und noch immer tobt dem Seher, der das Innerste aller Dinge zu schauen sich bemüht, in der Welt ein Kampf mit dunklen, unerklärbaren Mächten, der mit verbissenen Zähnen unentwegt geführt wird, wie in den frühen antiken Tragödien, in denen der Wille sich auf sich selbst besinnt und zu rasen beginnt. Heute noch wilder als ehemals. Denn damals thronte oben eine Götterwelt und über ihnen ein Schicksal, in dem alle unentwirrbaren Fäden wie in einen urweltlichen Mutterschoß zusammenliefen. Heute aber — —! Und so führt der Weg heute die Pioniere dieses Urwaldes meist in

dunkle, täuschende Verstecke, wo ein Ungeheuer lauert, das ihnen furchtbar und unentrinnbar entgegengrinst.

Wo die Fluten brausen, erfaßt der Strudel die Versinkenden und führt mit ihnen, ehe er sie in den Abgrund schleudert, ein tolles, groteskes Spiel auf. In diesem Tanz ersticken die Schreie der Opfer. Und über den Fluten liegt ein fahler, bleigrauer Schimmer, ein gelblich düsteres Wolkenlicht, das das Weltall erfüllt. — Es ist der Dämmerschein der Werdezeiten, der nie weicht. . . . .

DRITTES KAPITEL

ie Dunkelheit ist die Geburtstunde eines neuen Fühlens. — Wenn du über dir zwei schwarze Fittiche rauschen hörst, schließest du die Augen um besser zu sehen. So tastest du dich mit deiner kleinen Teilseele zur großen Allseele hin, die Einzelkraft zu der ganzen Kraft, der Punkt zu dem Strom. Wege, die im Dunkeln verlaufen, wo nur die Sehnsucht dich leitet und Ergebung Stärke wird. In dieser Wirrnis mußt du dich zurechtfinden, das Kleine im Großen. Fühlfäden sendest du aus nach allen Seiten.

Der kraftvolle Mensch erwartet immer erst die Entfaltung des menschlichen, überlegenen Intellekts. Er spielt nicht mit ihm, um kleine Aufgaben zu meistern. Er wartet, er läßt diesen Intellekt werden, wachsen. So ist dieser immer natürlich, gerade, echt und in jedem Augenblick in richtigem Verhältnis zu dem, der ihn sein eigen nennt.

In dieser Geburtstunde beginnt eine schwere Welle gebundenen Empfindens sich loszulösen. Dieses Empfinden, dessen Entwicklung du spürst, strebt sich klar zu werden, sich zu reinigen. Aber eine ebenso wirksame Tendenz läßt es oft noch nicht sogleich emporsteigen. Es ist ein Hindernis da. Eine Fessel hält das Strebende zurück. Und müde muß es wieder in den Ozean des Unbestimmten zurücksinken, das oft zu grauenvollen Taten aus innerer chaotischer Gä-

rung sich hinreißen läßt. Dieser Wechsel wird zu einer Qual. Immer wieder versucht der Wille den Ansturm. Immer wieder erlahmt die Sehnsucht und, was bleibt, ist nur ein schauerndes Gedenken.

Wessen Herz still ist und eng in Bezirken umschlossen, der strebt rein und unentwegt seinen Zielen nach. Sie winken ihm, er fühlt sie von ferne, er folgt ihnen und sieht sie kaum. Wessen Inneres aber in Gärung durcheinander geflochten wird, der läßt sich oft aus Wut und Zorn über hemmende Fesseln und zwingende Notwendigkeit der Innerlichkeiten hinreißen zu Taten, die er selbst verabscheut, die er bei wachem, ungetrübtem Bewußtsein selbst nicht versteht. Nicht die Lust treibt sie zum Wollen. Nun ruht dann der blinde Wille eine Weile. Der Aufruhr scheint vom Grab des Schweigens verschlungen. Doch bald springen die Tore wieder auf. Wie Panther und rasend wilde Tiger springen die Wünsche heraus und rasten nicht, bis einem Opfer die Pranken in die Seite, in das Fleisch geschlagen sind. Zu erneuter Anstrengung immer sich wieder anstachelnd, sich immer von neuem nach hingesunkenem Taumel erhebend', rast die zur Freiheit durstig sich sehnende Gebundenheit aus, bis sie ermattet und zum Tode schwach am Boden liegt. Und entsetzt blicken die Augen in den eigenen Abgrund. Es treibt ein

Muß, es treibt eine Notwendigkeit, es treibt ein Wille.

Rastlos und vieldeutig erscheint die geoffenbarte, hüllenlose Natur. Wir blicken hinein wie in ein Buch, von dem wir nur ein Blatt sehen. Wir wissen aber, es ist ein Foliant von stattlichem Umfang. Und die Fülle verwirrt uns. Wir sind ohne Leitung. Die Buchstaben tanzen vor unseren Augen. Und trostlos und verzweifelt blicken wir ins Leere. — Und doch zieht gerade dieses Vieldeutige, Rastlose, Unergründete uns an. Auch wenn wir spüren, daß der Aufruhr nur die Hohlheit verbirgt, horchen wir hin. Überall, wo wir Bewegung sehen, sind wir gespannt und blicken hin auf das Hin und Her, um die Ursache zu erforschen.

VIERTES KAPITEL

Wie tief umfängt mich oft die Dunkelheit! Seltsamer leuchten die Abgründe. Und während ich stumm in der Ecke liege, nicht lebendiger als ein Totkranker, der mit stieren Augen vor sich hin sieht, der fühlt, wie eine graue Hand nach ihm tastet und verhüllende Schleier sein Gesicht zu umwallen beginnen, öffnet sich eine verborgene Tür, durch die ich hineingeführt werde in ein hohes Zellengemach. Die Decke ist blau. Sterne funkeln an der Wölbung. In der Mitte springt silbern ein Brunnen und tausend Ströme fließen in das leuchtende Becken zusammen. Dies ist der Quell und der Born der Seele. Eine Umdeutung von Geschautem in Sichtbares. Und während in mir rastlos wie in einem Kessel das Werden brodelt, das mich knechtet, so daß die Fieberstunde der Entwicklung, die Fieberstunde der Geburt, die über mich hinweht, mich schüttelt und alles eigene Denken lähmt, sehe ich zugleich in diesem fernen, prächtigen Bilde den Abglanz meines Geschehens. Furchtbare Zuckungen — starres Daliegen, als nahte der Tod — rasender Taumel.

Ein erfrischender Hauch weht über die heiße Stunde hin, er befreit die Qualen. Wie wenn Nebel aufsteigen über weites Land, so befreit sich das Dunkle von mir selbst. Und mit einem entzückten Aufruf erwache ich end-

lich zu dem höheren Bewußtsein, für das es keine Qual mehr gibt. Ich bin erwacht, und silbern leuchten um mich die Glanzspiegel, die mich nicht mehr blenden. Tief drunten aber rauscht das Geschehen, und gebändigt lehne ich an der Marmorsäule und lausche den fallenden, immerfort fallenden Strömen der Unendlichkeit.

Ich möchte die Lippen auf dich pressen, du ferne Seele! Ingrimmig würgt in mir die Sehnsucht. — Kommt herbei, ihr Seelen, die ihr sucht wie ich, wir legen die Hände ineinander. Qualvoll drängt in uns das innerlich tobende Leben und die Verzweiflung würgt alle Freude. Kein Wort dringt aus dem Munde, und die düsteren Augen warten . . . So viel ist noch ungeklärt, so viel ist unentschieden. Wo ist das Ziel? Wo ist die Erlösung? Ich trete vor in die vorderste Reihe, ihr folgt mir. Es ist bald die Zeit, dann werden wir sagen können, was wir fühlten und deuten können, warum wir litten. Noch einen Augenblick Schweigen. Tiefes Schweigen befreit und beruhigt, gibt Waffen in die Hand. — Sagen zu können, was ich fühle, sagen zu können, was ihr alle fühlt, ist meine Aufgabe. Ihr redet durch mich. Hier gibt es kein Leiden mehr. Wo es noch Leiden gibt, da herrscht noch die Gegenwart und ihre kleinen Gewalten. Hindurch, folgt mir nach, ins Freie, in die Unend-

lichkeit! — Da schwebe ich mit euch im Raume. Das Suchen wird zum Singen. Und während ihr mich drängtet, von euch zu reden und mich in den Vordergrund stelltet, will ich jetzt schweigen. Denn seht, hört: jetzt rauscht der Raum um euch, die Freiheit. — Um diesen Preis drückte die Fessel nicht zu schwer. Nach Befreiung lechzte die Seele. Alle die inneren Gefühle, Gesichte, Gedanken, die die Sinne bedrückten, werden leuchtende Sterne, die sich loslösen von uns und im Eigenleben kreisen. Ihr Druck lastete schwer auf der Seele. Nun schweben sie dahin, sie sind frei, und ihr blickt ihnen dankbar nach. Hinaus, ins Freie — wie dunkel leuchtet das herrliche Blau der Nacht, die unendlich um euch rauscht! —

Hört hin, hier hört ihr von großen und ehernen Aufgaben, die eurer noch warten. Hier erfahrt ihr, was ihr noch nicht wißt. Ein Land der Hoffnung und ein Land der Sehnsucht, das euch seine Früchte entgegenstreckt. Ihr werdet es kennen. Ihr werdet davon erzählen. — Ein höheres Muß leitet euch, die ihr euch an die Spitze stellen müßt. Ein stolzerer Wert ist in euch, als in den schwächlich greisenhaften, verkünstelten Europäern, die die Kunst zum jonglierenden Spiel erniedrigen. Und während der Name der „Europäer“ Dunkelheit bringt und der Verachtung anheimfällt,

werdet ihr dafür sorgen, daß das Land, dessen Einwohner ihr seid, mit Achtung und Liebe genannt wird. Euer Können umfaßt mehr als die Kunst. Es ist ein Muß darin, das der Notwendigkeit dient. Ich möchte die Lippen auf euch pressen, ihr fernen Seelen!

FÜNFTES KAPITEL

Ich bin einsam. Es ist kühl. Mich fröstelt. — Ich blicke um mich und erschaure: ein fremdes Land. Ich kenne es nicht. Weit und unendlich sind seine Grenzen. Düster ist die Nacht, die es umfangen hält. Ich lausche hinaus. Mir ist, als gleite ich dahin und führe immer weiter, und keinen Einhalt kann ich gebieten. Dahin geht es auf reißendem Strom. Die Wellen höre ich schlagen. Immer weiter, kein Halt. — Wohin? Ich weiß es nicht! — So lebt wohl!

So lebt wohl, ich fahre dahin. Meine Hände sind gefesselt und meine Lippen sind stumm. Meine Augen sehen weithin und gewöhnen sich an das Dunkel. Denn Dunkelheit umgibt mich und das Licht ist ferne. Trübe Schatten umschweben mich und die Fittiche unsichtbarer Sorgen streifen mich unaufhörlich. Doch wie ich auch bange, ich fahre dahin auf dem Strom, gefangen sitzt meine Seele und ihre Schwingen sind gefesselt.

Nacht. — Und die Nacht ist voller Gestalten. Das Gewesene steigt herauf und huscht ängstlich und drohend. Das Zukünftige kommt und bittet und fleht. Lauter unheimliche Gesichter um mich. Und nur die Gegenwart darf nicht leben. Es ist Nacht. Eine harte, unerbittliche Notwendigkeit hat alles Sein in Dunkelheit gestürzt. Stundenlang sitze ich so und

bohre mich mit den Augen ins Dunkle und warte. Und alle Hoffnung ist von mir genommen, alles Tun ist mir genommen. Und plötzlich weiß ich wieder, ich fahre dahin, ich bin nicht hier. Auf einem dunklen Strom gleite ich ins Dunkle. Betrachte die Gegenwart wie Ufer, die an mir vorübergleiten und lausche dem Raunen. Die Gegenwart ist über mir zusammengestürzt und zerborsten und was ich sehe, ist haltlos und verschwimmend. Doch eine geheimnisvolle Kraft lebt hinter den wogenden Schleiern.

Die dunklen Ufer eilen vorbei und entschwinden. Kein Licht. Kein Laut. Still, stumm, traurig alles ringsum. Die dunklen Ufer entfernen sich eilends. Die dunklen Ufer der Gegenwart, die Vergangenheit wird. Ich lasse sie hinter mir. Nie wird sie wiederkehren! Doch dunkel ist ebenso die Zukunft, dunkel wie die Ferne, in der das sehnsüchtige Auge nichts unterscheidet, nichts Tröstliches, nichts Lachendes. Dunkel wie die Ferne liegt die Zukunft vor mir.

Ungewiß werden alle Grenzen. Wie Küsten und kleine Inseln entdecke ich nur unsicher in mir feste Gebiete, an denen ein deutliches Erinnern mir begegnet. Ich nähere mich ihnen. Ich bin beglückt. Ich grüße sie. Sie kommen näher — willkommen! Da entschwinden sie schon — vorbei! Vorüber! Ich winke ihnen

nach. Bald habe ich sie vergessen. Denn über mir flutet das Geschehen, das mich tollkühn packt und in den Wogen des Sturzbachs der Entwicklung umherschleudert. Ich lasse es tun und treiben. Ab und zu schreie ich auf und erwache und blicke erstaunt um mich. Dann überfällt mich wieder der Schlaf, und wie im Traum höre ich um mich die erstickten Schreie. Träumend durchlebe ich alle Zeiten und überdenke die Gegenwart, die mich von dannen trägt.

Mich überflutet das Geschehen, ich höre das Gurgeln des Wassers, die Wellen raunen und schlagen an das Ufer. Ich ahne die Nähe fremder Seelen, die mir nahen, die sich zu mir drängen. Eine Wolke von Seelen, die streben und drängen. Gefesselt sind sie und haben nur ihre Sehnsucht. Aber Sehnsucht ist Kraft; Sehnsucht ist Bewegung.

Wie eine Wolke fliehender Gespenster sehe ich die Scharen der Gepeinigten. Ruhelos wälzen sie sich im Schlaf, immer wieder weckt sie der Wille, der in ihnen tobt, zu nutzlosem Beginnen. Sie folgen, aber die Ohnmacht, der Widerstand stöhnt schwer in ihnen. Ruhelos wälzt ihr euch im Schlaf, ich kenne euch wohl, ihr seid verborgen. Ihr haltet euch verborgen und schleicht still dahin. Ruhelos wie ich selbst, ruhelos wie die Gestirne, ruhelos wie der sinnlose Sinn des Weltalls.

Doch die Sterne leuchten. Wie Sterne schimmern die Hoffnungen. Irgendwo im dunklen Raum leuchten die fernen Punkte. Ruhig und kalt ist ihre Pracht. Stumm ist ihr glitzerndes Prangen. Sie sind tot. Und auch die Seele ist bald tot. Aufgehend, absteigend will sie sich erlösen, um frei zu sein von den Fesseln. Aber überall stößt sie sich an Wände, die sich ihr entgegenstellen.

Und sie läßt die Hände sinken und sitzt und lauscht. Versinkt in sich und lauscht den flutenden Wassern. Nacht deckt das Land. Die Sehnsucht wird frei. In einem tiefen Aufatmen liegt ein Vergessen. Gefangen sind die Seelen, gefangen und gefesselt . . . Und die Sterne leuchten!

SECHSTES KAPITEL

Ich bin einsam. Die Einsamkeit ist dunkel und tief. Und Nacht umfängt die Seele. Die Sehnsucht singt, ich höre ihre Stimme, ich höre ihre Lieder, unter Fesseln singt sie, die unzerstörbare, die Kraft. In Tönen strömt sie ihre Bewegung aus und setzt sie um in Klang.

Und wenn sie einen Augenblick stille ist, wartet sie und lauscht. Und von fernher schweben fremde Klänge, tief und lockend. Die Seelen rufen sie. Hundert und aberhundert Seelen singen irgendwo in der Ferne und ihr Klang dringt hierher. Und während ich stille bin, umgibt mich die Luft und ich höre ihr Raunen und ihre Musik und in ihr umklingt mich das Singen, und die tönenden Melodien kommen von fernher.

Hinter dunklen Schleiern und Wolken breitet sich die Unendlichkeit. Da sehe ich die Massen zusammengeballt, dunkel, regellos. Mit tausend Augen sehen sie nach mir her, sehnen sich nach mir. Es ist eine unheimlich-mächige Bewegung in ihnen, ein grandioses Drängen, eine Musik, ein Werden, ein Streben zum Licht. Gefesselt sind sie und der Klang der Waffen mischt sich hinein. Dumpf bleibt die Sehnsucht.

Und so ziehen Jahrhunderte vorbei vor den Blicken. Immer wieder hört die aufhorchende Seele diese Melodie, aus Knechtschaft und Sehn-

sucht, aus Fesseln und Qualen. Allmählich gewöhnt sie sich an diesen dumpfen Klang der Welt, der mittönt als Unterton in der Entwicklung. Er wiederholt sich und kommt immer wieder. Es ist die Kraft darin, die grollend und hoffnungsvoll Neues schafft. Die es mitansehen lernt, daß immer neue Scharen sich herandrängen und verschlungen werden von einer gleichgiltigen Macht, die sie knechtet, unterdrückt, in Fesseln schlägt. Oft erscheint ihr das Spiel sinnlos, und Verzweiflung schleudert hohnvolle Worte gegen das Tor der Verdammnis. Oft auch lacht sie gellend und freut sich der Sinnlosigkeit und spielt höhnend mit in dem Spiel, überschaut die Züge. Aber dennoch schläft immer in ihr ein Bewußtsein des Willens, ein Bewußtsein ihrer Kraft. Die entfremdete Seele wird kalt und leer und läßt sich unterjochen. Ein anderes, ein seelenloses Spiel von Kräften tritt an die Stelle der Kraft, die Vielheit an Stelle des Einen. Das Eine seufzt und stöhnt dann und sitzt überwältigt, unterdrückt im Winkel.

Aber plötzlich schießt ein Strom neuen Lebens in die erstarrten, trocknen Kanäle. Es löst sich die Formelvorstellung, als könnte die Welt ohne diese Kraft sich erlösen, als wäre die Vielheit mehr als das Eine. Dieses Eine ist da und ruht und hat Kräfte gesammelt. Und während die tote Masse der Entseelten scheinbare Errungenschaften einer mechanischen Kraft

anstaunt, wächst in einem Einzelnen eine solche Fülle lebendiger Kraft, daß von hier aus ein neuer Lauf beginnt. So setzt hier trotz aller Gegeneinwände eine uralte Kette mit neuen Ringen ein. Das Unbelebte wird belebt. Es ergießt sich dieser Strom innerlichen Erlebens in die Allgemeinheit, deren Kreise es erfüllt. Und so betritt die totgeglaubte Kraft den Thron. Sie schafft aus sich, was die Kräfte nur in Nachahmung, in Übertreibung und ohne Halt geben. Dies ist ein Kampf, der sich immer begibt. So natürlich, wie grüne Knospen am Strauch nach Eis und Schnee und Erstarrung natürlich sind.

Empfindungslosigkeit ist das Anzeichen dieser Öde, dieser Erstarrung. Mitleid ist erloschen. Wo Tausend hinsinken, verlernt der Einzelne die Klage, lernt, die Spanne ausnutzen, die ihm gegeben ist und freut sich des Augenblicks. Kalt betrachtet er, was ihn umgibt. Er will sich behaupten. Und so dauert es nicht lange, dann strebt er hin zu dem, was er Genuß nennt. Eine Entfesselung von Regungen, die ihm nur immer neue Rätsel aufgeben. Aber auch hier lernt er sich bescheiden. Er lernt sich damit begnügen, diesen Regungen das zu geben, was sie verlangen. Er genügt dem Augenblick. — Überall sieht er nur das Muß, die Notwendigkeit und fruchtlos neues Beginnen. Darum verlernt er das Fragen, verlernt Klage,

Zorn, Hoffnung und gesellt sich schließlich voller Haß und Verzweiflung und zähneknirschend den Tieren unter den Menschen zu, (denn das Tier an sich ist schön und vollendet, zweckentsprechend und wirkt seine Kraft voll aus) deren Gesellschaft er doch nur widerwillig erträgt und in klaren Momenten, wo seine Kraft ihr Haupt wieder erhebt, wo sein Wille zu erwachen beginnt, abweist.

Doch unter der leichten Decke sammelt sich die Kraft. Starr ist die Oberfläche, flutend ist das Innere. Der Sturm fährt im Frühling durch die Wipfel und sausend beugen sie sich. So tönt in dem Werden der Seele ein Chor von Stimmen, ihr Gesang schwillt an und über die Ufer schäumt die Strömung. Trauer lebt darin und Verzweiflung. Denn der Zwang der Gegenwart knechtet immer das Leben. Aber auch weit und schäumend, aufbrausend ist das Lied. Denn dieser Zwang ist nur des Augenblicks Diener. Was die Menschen fest und giltig wähnen, schwankt. Und so schöpft die Seele, die ewig sich erneuernde und sich auswirkende Kraft immer wieder die Kühnheit, zu fliegen, zu stürmen, zu tosen. Und immer wieder schwillt unter der starren Decke der Chor der unerlösten Kraft, die Seele werden will.

Auch die Seele hat ihre Jahreszeiten, hat Winter, Frühling, Sommer und Herbst. Sie erstarrt und schlummert in langem Schlaf. Sie

schlägt die Augen auf und fühlt mit den ersten Winden ein Drängen in sich, ein Quellen. Sie erstarkt zu voller Reife. Da naht schon das Ende, sie sinkt in sich zusammen. Dann trauert sie und hebt ihre Sehnsuchtgesänge an, die schaurig durch die Stille klingen. Das Lied fliegt hin und verweht in der Unendlichkeit. Der Himmel hört es und die endlosen Horizonte hören es und irgendwo eine gleiche Seele hört es. Doch das ist nicht festzustellen. — Aber dennoch lebt Lust in dem Lied. Denn die Seele weiß: sie ist nur ein Teil. Sie weiß, tausend und abertausend stecken schon ihre Fühlfäden aus und schwellen an wie junge, grüne Knospen. Und diese jungen Seelen, die sich erneuten, stecken voll wilder Gier und Glut, und auch in ihnen lebt sehnsüchtiger Schmerz, der Vollender des Lebens, der Taten Schmied. So liegt unter Fesseln und Ohnmacht und Tod das Werden. Und darum singt die Seele, jauchzt und trauert und lacht, auch wenn sie gefesselt ist.

SIEBENTES KAPITEL



Es war einmal eine kleine Seele, die war müde und traurig und es war nicht viel Kraft mehr in ihr. Das fühlte sie wohl und darum betrübte sie sich. Sie hatte sich müde geflattert.

Sie war eingesperrt in ihr Dasein, wie ein Gefangener in Kerkermauern. Sie tat alles, was von ihr verlangt wurde und das Schwerste war, lustig und guter Dinge zu erscheinen. Darum leistete sie diese Arbeit beinahe ohne Bewußtsein, wie im Dunkeln. Irgendwo aber hatte sie sich einen Schlupfwinkel gebildet. Da zog sie sich zurück und war für sich. Niemand sah sie. Und da hätte man sie vielleicht ein bißchen vor sich hinsummen hören, wenn sie auch nicht zu singen wagte. Es wurde ihr leichter ums Herz und so summte sie ein wenig. Aber es war hier niemand bei ihr und niemand konnte sie belauschen.

Der Sang solcher kleinen Seele ist einfach und tönt nur immerfort melancholisch und müde. Tief, wie ein steinernes Grab liegt der Schlupfwinkel fern von den Menschen, in dem die Seele ihr Leben verbringt, wenn sie allein sein will. Und die Melodie ihres Gesanges wird oft übertönt und bricht ab. Dann verkriecht sich die Sehnsucht noch tiefer und nun ist es ganz düster, und an den öden Wänden, starr und glatt, tastet die Einsamkeit umher, die blinde, klagende Einsamkeit.

Licht! Sonne! Ich dürste danach, jammert die kleine Seele, ich brauche sie, kann ohne sie nicht leben. Sie nährt mich, sie erquickt mich, ich lebe auf und blühe ein wenig, wenn der Strahl der Wärme mich trifft. — Aber das Licht gibt zugleich Schatten. Und die Sonne weckt die Furcht vor dem Dunkel. Und so spürt die kleine Seele auch im Glück den Wandel und fürchtet in jedem Geschenk das Walten einer fremden Macht, die auf ihre Demütigung bedacht ist und ihr nur deshalb Gaben gewährt, um durch deren Entziehung späterhin sie zu höhnen. Denn die kleine Seele liebt alles, was ihr freundlich naht, mit anklammernder Liebe und läßt es nicht von sich. Sie gibt sich ganz hin, um nur ein wenig zu fesseln. Und doch reißt es sich wieder von ihr oder wird von ihr gerissen. Und das weiß sie. Darum sind ihre Augen voll verhaltener Tränen und die Lippen zucken oft, ohne daß ein sichtbarer Schmerz ihr widerfährt.

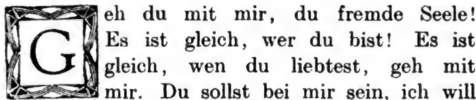
Stille. — Stumme Gestalten kauern an den Wänden und betrachten lautlos und lauernd die kleine Seele, die die Augen nicht aufzuschlagen wagt, sich nicht zu erheben getraut. Die Welt draußen dröhnt in tönenden Schlägen in diese Abgeschiedenheit und ihre Rhythmen fallen schwer und wuchtig, monoton und unerbittlich. Es ist etwas ganz anderes darin, als was die kleine Seele sucht. Kampf und

Kampfgeschrei, Ansturm und Achzen der Verwundeten. Der Mensch gilt hier, der Einzelne nichts. Diese Walstatt düngen Tausende mit ihrem Blut. Und gerade die jungen Kämpfer frohlocken am lautesten. Ihre herzhaften, schrillen Stimmen ermuntern immer wieder. Mannhaft halten sich in starker Kraft die Älteren, an Siege und an das Behaupten des Errungenen gewöhnt. Die Greise aber klagen. Sie fühlen das Dunkel herannahen, sie fühlen den unüberwindlichen Gegner Tod. Ihre Tage sind gezählt. Die Feste der Frohen sind nicht mehr für sie. Der Kampf zeigt ihnen nur Mühen und Entbehrung. Ihre Gier, die noch zuweilen aufflammt, ist tierisch und kindisch zugleich. Sie kennen nicht die Lautlosigkeit der stillen Stunde, jenes ahnungsvolle Lauschen, das Entzücken der Jungen. Sie frieren und klagen. Sie wollen den Jünglingen den Becher von den Lippen reißen und mahnen und klagen an. Und nur aus Mord und Jammern besteht ihnen die Welt. Und in ohnmächtigem Grimm streckt sich noch eine greise Gestalt aus dem Haufen der Niedergetretenen und schleudert Flüche und Anklagen. Aber schon naht der neue Ansturm, die Unerbittlichen kommen. Die Greise düngen mit ihrem Blute die Erde und aus dem Haufen der Verlorenen ragen nur die Fäuste, die in Verzweiflung und Haß aufbegehren. — Fern tobt dieser Kampf. Nur der Lärm der Schlacht-

gesänge hallt hierher. Das Wirkliche verhüllt sich dieser kleinen Seele zu grandiosen Bildern, die an ihr vorüberziehen wie Ideen, im Innern Gestalt annehmen und die Visionen erfüllen.

Aber doch immer hofft die kleine Seele. Klirren auch die Ketten, dröhnt auch die Welt vom Geschrei der Kämpfer, hallt auch der Schlachtgesang, als wollte er Felsenwände brechen, es braucht nur ein Ausblick sich zu bieten, so atmet sie auf. Das ist ihre Kraft und durch sie überwindet sie das Weh. Einst — wenn sie frei sein wird, so jubelt die kleine Seele in einem versteckten Winkel, dann wird sie singen von Schönheit und von befreiten Wünschen in klaren, frischen Melodien, und wie ein kleiner Vogel spannt sie ihre bunten Fittiche aus und fliegt ins Freie hinaus, in die blaue Luft, in der sie sich wiegt, die sie wohlig und frei umgibt. So schwebt sie, die kleine Seele, dann, hoch droben im unendlichen Raum, furchtlos, frei, jubelnd.

ACHTES KAPITEL



Geh du mit mir, du fremde Seele! Es ist gleich, wer du bist! Es ist gleich, wen du liebtest, geh mit mir. Du sollst bei mir sein, ich will dich spüren.

Denn das Leben der Seele ist ein Wandern, ein unstätes Warten. Bald sitzt sie still und träumt und ist glücklich. Aber das ist nur eines Augenblickes Glück. Bald fühlt sie eine Sehnsucht, die sie treibt, eine Sehnsucht, die sie von irgendwoher magnetisch an sich lockt. Sie ist einsam. Und die Einsamkeit ist oft still und trostreich, und da hört sie die Laute der Einsamkeit. Sie ist aber auch drohend und drückend und lastet schwer. Weite dich! o Seele und lausche!

Geh du mit mir, du fremde Seele. Hörst du mich rufen? Du kommst, denn ich will es. Ich brauche eine Kraft, die neben mir geht. Vielleicht werde ich später ganz einsam sein. Hörst du den letzten Ruf?

Du gehst in einem fremden Lande in Ketten. Fremd alles, was du siehst, fremd, was sich zu dir drängt. Ich suche und suche — nichts naht mir, dem ich freundlich bin. Geh du mit mir, du fremde Seele. Es ist gleich, wer du bist. Ich kenne dich. Ich spüre deine Kraft und ich kenne deine Schwäche.

Die Seelen, die mich umschwirren, sind fremd und bedrohlich. Ich lese in ihnen wie in einem aufgeschlagenen Buche und finde nichts

Gutes. Es ist soviel Unwille und Unklares darin, ich sehe soviel verwischte Zeichen. Schlecht ist die Sprache, die ihre Sinne reden. Eindeutig, monoton und grob. Sie sind nicht langsam geworden, sind nicht langsam gereift. Sie sehen aus wie schnelle Machwerke, die ein spekulierender Geist eilig fertigte und auf den Markt warf. Nun lallen sie alle wie Puppen dieselbe Sprache. Darum erstaunt der Blick, trifft er ein verschlossenes Buch, eine unenträtselte Seele, die noch nicht alles von sich weiß, die noch nicht alles hinausschreit. Es ist ein tiefer Eindruck, eine Seele zu finden, auf der geschrieben steht: ich weiß noch nicht alles von dem genaueren Inhalt meines Wesens.

Jede Seele ist eine Erzählung ohne eigentliche Spannung und ohne viel Geschehnisse. Auch fehlt der bestimmte Zusammenhalt, wenigstens für uns. Dies ist das Große an der Erzählung, und diese Gesamtstimmung ist die Wahrheit, die wir von der Seele wissen. Der Tag geht hin. Stunde um Stunde verrinnt. Und so geht es Jahr um Jahr. Du wirst nicht viel mehr von dem wissen, wofür du einst Kraft und Worte aufwendetest. Die Zeit ist vergangen und dir ist nicht viel dafür gegeben worden.

Beschreibe dein Leben, das Leben der Seele so, wie es dahingeht. An tausend Momenten ist es reich, die unscheinbar sind. Ohne viel Aufwand an künstlerischen Mitteln zu ver-

schwenden, der nur verwirrend und veräußerlichend wirkt. Auch nicht mit jener bettelnd bescheidenen Geste, die um Vergebung seufzt und immer traurig blickt. Sondern einfach so, wie das Leben hingeht, mit fast aktenmäßiger Genauigkeit und Trockenheit, treu, gefaßt, klar, gleichbleibend. Gerade die Abwesenheit jeder literarischen Mache, das Verschmähen all der verlogenen, großen Formen, deren sich die Künstler bedienen, um die Menge zu locken, die das einmal Geprägte gläubig annimmt, um in diesen Becher ihre Empfindungen hineinzugießen, statt daß diese Empfindungen, von innen herausdrängend, die Form erst gestalten. Es ist so, wie wenn ein Architekt ein fremdes Gebäude als Schema übernimmt und nun zusieht, wie er seine Anlage darin unterbringt. Statt daß die notwendige, innere Anlage, nach außen drängend, das Gebäude gestaltet. Drama. Roman. Gedicht.

Gerade die Abwesenheit jeder literarischen Mache prägt die charakteristische Physiognomie.

Das Leben der Seele geht dahin in schauerlicher Stille, in erhabener Monotonie. Man kann weit in die Ferne und in die Vergangenheit zurückblicken im Land der Seele. Die, die nach Reiz und Aufregung jagen, erschöpfen sich in Äußerlichkeiten und geben zu erkennen, daß sie nicht die Seele lieben, nicht zu ihr

streben. Herrlich ist es für den Eingeweihten, den Kampf mit anzusehen. Eigentlich ist niemand ganz verloren. Nur da, wo der Reiz bewußt gesucht wird, statt daß aktives Wirken ausgelöst wird durch mich selbst, da ist eigentlich schon die Grenze überschritten.

Die Ausdehnung der Seele ist unendlich. Alles Einzelne verschwindet darin. Der Schrei des Einzelnen verhallt und wird bald nicht mehr gehört, und oft findet der Kummer niemand, der ihn tröstet.

Seele ist nicht Mitleid, wie es so oft verwechselt wird. Die Seele ist ein strenger Zuschauer des Lebens. Sie läßt die Hand von zu schneller Hilfe. Sie ist eine sich entwickelnde Kraft. Als solche weiß sie, daß Hilfe nichts Dauerndes leistet. Sie will das Sein. Darum sieht sie oft teilnahmlos und starr dem Geschehenen zu und wird hier sogar mitleidlos gescholten. Die Seele steht wie ein Hüter am Tor der Entwicklung. — Denen, die nach Trost und Erquickung jammern, erscheint das Land der Seele wie eisige, starre Schneefelder, wie die grausame, kalte Natur, die stumm bleibt, wenn auch tausend Opfer in ihrem Schoß verbluten und untersinken. Stumm, ruhig und groß sind die Linien der Natur und der Seele. Eine erhabene Monotonie, die kein Erbarmen herbeisehnt. Erbarmen ist Abhülfe, Umbiegen, Beseitigen. Der Weg der Natur und der Seele

zeigt aber immer nur geradeaus und ihr Drang gebietet: weiter. Beide sind Kraft, Kraft, die sich in großen Linien auswirkt. Es hat nichts mit ihnen zu tun, wenn die Einzelnen fallen, leiden, jammern und stöhnen.

Die Seele wird vielleicht vorübergehend von Mitleid bewegt, wenn sie sieht, wie jemand umstrickt wird von eisernen Ketten, wie ihn fremde Kreise wie mit Polypenarmen umschlingen, ihn herunterziehen zu sich, ihn in ihre Zusammenhänge zwingen. Denn bald ist der Einzelne gefangen in den Ketten und seufzt und folgt dem Zwange der Knechtschaft — und bald wird er stumm. — Dieses vorübergehende Mitleid ahnt die Möglichkeit der Eroberung neuer Kraft in diesem Unterliegen. Ist der Einzelne aber unterlegen, so ist er für sie verloren. Die Seele kennt kein Nachtrauern.

Stumm wie die Natur. Schweigt sie vielleicht aus demselben Grunde? Ist auch sie übermäßig in Fesseln geknechtet, unterdrückt? Schließt sie die Lippen aus Qual, aus Verzweiflung? Wen die Unterdrückung übermächtig knechtet, der preßt die Lippen unerbittlich zusammen. Kein Laut dringt über sie. Stumm wie die Natur?!

NEUNTES KAPITEL

Tief unten aber rauschen die dunklen Wasser. . . . . Und auch in uns rauscht es in immerwährender Bewegung. Immerfort findet ein Ausgleich, ein Friedenschließen, ein neues Sehen, ein Aufraffen, ein Widerstand, ein Kämpfen statt. Die Seele ist Ruhe, sie ist aber auch Kampf. Sie ist Bewegung. Und Ruhe ist nur ein Teil der Bewegung. Und selbst wenn sie ruhig ist, schlingen sich tausend Arme in ihr durcheinander, und wo wir tote Stille wähnen, herrscht um so geheimnisvolleres, verborgenes Leben. Bewegungen, die wir kaum spüren, die uns blind zu sein scheinen, wie die Bewegungen der rätselhaften Tiere der Tiefsee. Und wo wir ein Träumen sehen, ein Hindämmern, da waltet nur ein Gesetz, das sich selbst behorcht.

In jeder Seele mischt sich so viel. Altes und Neues, Bekanntes und Verborgenes, Junges und Verdorbenes. Unmöglich ist daher die prüfende Untersuchung dieser Einzelheiten, unmöglich die genaue Anschauung dieses Riesenkomplexes, dessen Saugarme sich über das ganze Universum erstrecken. Die Menschen sind in ihrer Gesamtheit an diesem Komplex so viel wie eine einzelne Hautfaser an einem Riesentier. Seele ist Kraft. Und Kraft dehnt sich aus oder zieht sich zusammen. Sie ist an keine Erscheinung gebunden. Sie ist da und sie ist nicht da. Das, was der Einzelne fühlt, ist nur Erinnerung.

Der Einzelne geht mit dieser unendlichen Kraft eine Verbindung ein. Sie ist in ihm. Oft entsetzt uns die groteske Physiognomie dieser gewaltsamen Verbindung. Das Fremde regt sich embryonenhaft in einer wollüstig-üppigen Schale oder verkümmert im Trockenen einer unsäglich armen Lebenserscheinung. Nur selten passen beide zueinander. Nur selten ist die Harmonie eine Folge dieses Suchens zueinander. Brutalität mischt sich mit Leichtsinn, Weichheit mit Rohheit, glühende Ekstase mit dumpfem Geschehenlassen.

Es ist eine einzige, regelmäßige Entwicklung von Anbeginn an. Insofern ist alles in den Dingen. Und das Reden von einer Kraft außer mir, ist Phantasie. — Ich spüre aber in mir als Wesenseigenschaft dieser Kraft ein Drängen nach außen, ein Leben-Wollen, ein Sich-erhöhen-Wollen. In diesem expansiven Drang, der auch dann nach außen ringt, wenn die träumende Ruhe über mich sinkt, erkennen wir die Seele.

Es ist auch gleich, ob ich nur danach strebe, mein dunkles Bewußtsein zu erhellen, zu ergründen, die Schwelle der Trübheit tiefer zu verlegen oder ob ich ins All hinausstrebe. Beides sind die Zielrichtungen. Und beiden ist eigentümlich, daß ihre Bedeutung nie endet. Ich strebe in die Tiefe oder in die Höhe — es ist gleich. — Daß ich es tue, ist Zeichen, daß ein Fremdes, Freundliches mich von irgend-

woher lockt. Liege dieses nun fern von mir, außer mir oder tief, tief in mir, so ist doch klar, daß die Resultate die gleichen sind. — Ich hätte diese Zielrichtungen nicht, wäre ich ein Ende. Ich hätte sie nicht, wäre ich nicht ein Durchgang. Und so ist es ganz gleich, ob ich den Begriff der Seele so oder so nehme. Halte ich sie fest in mir, so hellt sich ihr Umfang auf und erweitert sich, so daß ich glaube, es wächst eine Kraft in mir, die von einem anderen Pol gelockt wird. Nehme ich diese Kraft als Welle, die das All erfüllt und durch mich nur hindurchfließt, so bin ich ebenso nur ein Teil des Ganzen. Einmal bin ich Wurzel, ein andermal Blatt, beide Male kein Ende.

So ist der Mensch, wie man es auch betrachten möge, eine merkwürdige Erscheinung. Und selbst der strengste Urteiler, sofern er nur zu denken beginnt und seinen Gedanken treu und nachgiebig folgt, nicht aber einem vorgefaßten System zufolge sie beugt und zwängt und zwingt, um scheinbar schillernde oder dräuende Gedankenketten und Schlüsse zu erhalten, die sein Bewußtsein aus Gewohnheit als richtig erkennt, und die ihn in seiner augenblicklichen Existenz befriedigen, ihn aber nicht erweitern, wird sich plötzlich in einem Urwalde befinden, wo er nicht weiß, wo Anfang, wo Ende, wo Menschen aufhören zu wohnen und wo die Einöde und die Verlassenheit gähnt. Kein Licht blinkt.

Kein Durchblick. Er kommt an Stätten, wo der Mensch noch nie gewesen. — Ja, wenn ich den Menschen nur als Tier nehme, so beginnt dieses Tier zu begreifen und strebt danach, sein Wesen zu erfassen. Betrachte diese Worte: „Begreifen" und „Erfassen"! In ihnen beiden ist Bewegung! Begreifen. Erfassen. — Und so wächst eben etwas aus dir, mit dir, in dir, was Andere anders, aber nicht gegensätzlich fassen.

Der Mensch ist zwischen hineingestellt in einen Strom, der von Pol zu Pol strömt und vielleicht sich zu sich selbst wiederfindet. Was er von diesem Strom fühlt, weiß, ist gleich. Er sagt nichts über den Strom aus. Der Mensch kann, da seine Erkenntnis nur ein Erleiden ist, nur von sich aussagen. Hier leiten ihn die Sinne. Und auch Urteil und Kritik ist nur eine Funktion der Sinne, besonders spezialisiert. Alles andere ist Ahnung. Ahnung nach unten, einer hier aufsteigenden, strebenden Tendenz begegnend. Ahnung nach oben, einer sich auf mich herniederlassenden Erkenntnis zustrebend. Oder mich als Mittelpunkt nehmend, durch den der Strom hindurchgeht. Die exakte Untersuchung wird nur, mühsam klügelnd, mit Aufwand eines ungeheuren Apparates bestätigen, was fest schon im Bewußtsein lebt. Und meist noch irrt sie sich, da sie unbedingt an sich glaubt und sich allzu leicht verrennt. Die

meisten Philosophien sind Beweise für solches Sich-Verrennen. Die Gedanken, die als Einfälle gut sind, werden zu einem System verzerrt, auseinander gerissen. — Dies ist ein Beweis nur dafür, daß eben der Mensch Sinnesorgan und nur ein Teil in ihm Bewußtsein ist. Nun will dieses Kleine in ihm das Große meistern.

Mit den Sinnen spüre ich das Geschehene und spüre weiter, als meine Überlegung es faßt. Gleichwie ein Vogel so viel weiter sieht als der Mensch, gleichwie ein Hund so viel weiter wittert als der Mensch. — Der Mensch nimmt auf uud entwickelt sich. Aus diesen beiden Faktoren ergibt sich sein Wesen. — Ebenso ist des Tieres Wesen, der Pflanze Wesen und das Wesen des Unorganischen, das zu Staub sich verflüchtigt, zu Stein sich verdichtet. — Der Mensch aber bildet sich ein, etwas Anderes zu sein, etwas, das über dem Anderen steht. Damit aber merkwürdigerweise erniedrigt er sich. Denn er streicht sich aus der Linie heraus. Er stellt sich abseits. Und während er wachsen könnte, krittelt er, untersucht er, spintisiert er. Während er sein, leben, aufnehmen und ausströmen könnte, wird er grau vor Leblosigkeit und läuft herum wie eine Puppe, die automatisch gelenkt wird. — Sein Ideal sind die Begriffe. Und die Leute, die die von Anderen einmal zusammengebauten Begriffe — ihre Zahl ist Legion — richtig anzu-

wenden verstehen und immer wie ein pfiffiger Zauberkünstler den Sinn dieses durcheinander gewürfelten Spiels schnell erraten, dünken sich eine besondere Klasse zu sein. Und glücklich der, der noch einen neuen Begriff dazu erfindet.

Dies sind aber unter den Überflüssigen die Überflüssigsten. Denn ihre Begriffe sind von ihnen gemacht und wer sie nicht anerkennt, ist durch ihre Fesseln nicht gebunden. Damit hat er schon die Lösung und befindet sich im Freien. Denn Begriffe sind etwas hinterher Zurechtgemachtes. Was kümmert es den reifen Menschen, der mit allen Sinnen in der Welt steht, ob einmal die und die, das und das, so und so präzisierten! Er fühlt, er sieht, er erlebt und wenn er sagen kann, so sagt er es, wie er fühlt, wie er sieht, wie er erlebt.

Lebe wie ein Teil der Naturerscheinungen, dies ist heute schon eine Erlösung. D. h. gib dich hin, nimm auf, ströme aus. Laß vom Zufall dich treiben und trinke den Augenblick. Mit Begriffen ist noch nicht die Welt bereichert worden. Aber jedes genaue und feine, neue und rücksichtslose Erleben bereichert die Welt um einen unschätzbaren Gewinn. In diesen Grenzen offenbart der Mensch seinen Reichtum. Dies sind zugleich seine Grenzen.

Alle Überlegung, die nur aus dem Verstand kommt, ergreift nur einen Teil des Menschen, ist also Spezialmenschentum. — Alle Über-

legung, alles Urteilen, das nur aus dem Verstande kommt, nährt sich von schlechten Mitteln, lebt wie in früheren Zeiten, so müßte es heißen, als des Teufels Werk. Es schleicht wie ein Wurm heran und umgarnt erstickend die Seele: Dagegen sind die Regungen, mit denen ich mich frei ins Ganze stelle, natürlich, erhaben, groß wie der Blitz, der herniederfährt. — Verstand ist nur ein Notbehelf. Die Mehrzahl der Menschen braucht ihn, um sich aufrechtzuerhalten, er ist der Balken, den sie auf treibendem Meere erfassen. Sie brauchen ihn weiterhin, um zu herrschen über die, die dies kleine Mittelchen noch nicht entdeckten. Sie brauchen ihn ferner, um nun nachzuweisen, daß er aller Weisheit Ende ist. Klein wie sein Geltungsgebiet, sind auch die Kreise, die er zieht. Es ist das egoistischste Beginnen, das er weckt. Der Verstand ist nur ein Notbehelf. Will er mehr sein, so überschreitet er seine Schranken. Er ist nur ein schneller Handgriff, oft nur ein Kniff.

Jeder hat in seinem Leben solche Erlebnisse, Ereignisse, die markant waren, weil sie ihm plötzlich die Hinfälligkeit des rechnenden Verstandes zeigten, so grell und blitzartig erleuchtet, daß er erschrak. Die meisten Menschen vergessen diese Erleuchtung, die ihnen Dunkelheiten erhellte, die sie über ihre enge Bedeutung hinaushob, bald wieder. Sie sinken

zurück, sie verlieren sich in ihre Kreise. Und wieder beginnt die Herrschaft des rechnenden Verstandes.

Wer also hier mittut, wer an seinem Teile dem Verstand zu einer Herrschaft verhilft, die ihm nicht gebührt, der erstickt in sich und anderen die tieferen Kräfte. Er hebt die Menschheit nicht ans Licht. Er treibt sie immer tiefer ins Dunkel hinein. Seine Lehre führt die Menschen abseits vom Wege. Er überliefert sie dem Allzubestimmten und entzieht sie der Ahnung. Er betont, was von Natur schon allzusehr sich betont und bringt es dadurch zum Überwuchern. Er stört somit die Harmonie, die Ganzheit. Wohl braucht die Menschheit dieses Mittel für sich, um Herrschaft zu üben, Güter zu produzieren und sich wohl einzurichten. Ihre Bestimmung ist aber damit nicht erschöpft. Wie der Verstand nur ein Teil der menschlichen Funktionen, so ist der Mensch, die Menschheit nur ein Teil der Funktionen des Universums. Und mit dem, was nicht Verstand ist, reicht die Menschheit in das Universum, das ihn umfängt, wie mit tiefsaugenden Wurzeln hinein. Diese Wurzeln also verkümmern lassen heißt, sich ins Leere, ins Luftlose stellen. Um sich da zu halten, wird der Verstand künstlich ausgebaut und die monotone Enge, die er schafft, als notwendig und nützlich bewiesen.

In dem Reich des Verstandes muß und soll alles stimmen. — Der Mensch aber begreift sein Wesen am besten, begreift am tiefsten, wenn — nicht alles stimmt.

Die Seele lebt dem Augenblick und trinkt aus ihm die edelste und reinste Würze. Sie saugt aus dem schnellen Wechsel Ewigkeit. Der Verstand will das Gleichbleiben, die berechnet langweilige Harmonie, das Polizeisystem. Die Wellenbewegung der Seele, die hinflutet über die Nerven, läßt den Menschen die Arme ausbreiten, und Aufnehmen, Ausströmen ist seine Sehnsucht. Der Verstand setzt sich klüglich vor sein Buch und rechnet. Was er zustandebringt, ist wohl wert, genannt zu werden. Denn es rettet die Menschen zu sich selbst. Dieser Selbstbewahrungsinstinkt hat aber oft etwas Kleinliches. Ängstliches Behüten ist seine Folge, Scheu vor unnützer Erregung sein Grund. Und in seine Kreise darf nur das, was wohlgelitten, geprüft und begrenzt ist. Er schafft den Staat. Die Seele aber kennt keinen Staat, sie kennt nur das Universum.

ZEHNTES KAPITEL

Wer gibt dem Willen das Ziel? Er findet hier und da eine Lockung, die ihn anzieht. Er folgt, er läßt sich leiten. — Wer befiehlt dem Willen, sich auszudehnen, zu wachsen, zu bewältigen? Ein Funke, springt er hinüber zum anderen Pol. Er dehnt sich aus und erfüllt den Raum. — Ruhelosigkeit treibt den werdenden Charakter von Ort zu Ort, von Mensch zu Mensch. Wer je die Qual dieser seelischen Unersättlichkeit empfand, dieses Immer-Unbefriedigtsein, dieses Hungern, der weiß, daß tiefere Ursachen sich hier dem Blick verhüllen.

Treibe weiter — es hilft dir kein Besinnen! Wirke dich aus! Das Grab wird dich danach verschlingen. Vielleicht ist da die Ruhe. Vielleicht! — Und wenn du auch untergehst und der Strudel dich verschlingt, vielköpfig erhebt sich der Trieb des Werdens. Millionen wirft die Entwicklung verschwenderisch und freigebig in die Wagschale und kümmert sich nicht um Glück und Streben und kümmert sich nicht um den Einzelnen. — Wenn die Schicksalswelle kommt, die ungeheure Notwendigkeit, deren blassen, vernunftgemäßen Niederschlag wir Geschichte nennen und uns darauf etwas zu gute tun, daß wir diese geregelte Abwechslung buchen, dann gibt es kein Überlegen, kein Zurück. Es gibt nur Kräfte, die sich gegenübergestellt sind, die sich — kein Ausweg —

messen müssen. Ein Vorgang, so natürlich, zwingend, wie das Sausen der Schneelawine, die in ungeheurer Prächtigkeit zu Tal rollt, Wohnstätten begräbt. Ein Ereignis, so unaufhaltbar, wie der Ausbruch des glühenden Lavastromes, der riesenhaft vorrückt, Städte einäschert. Ein Rhythmus, so monoton — unbewegt und gleichmäßig — unerbittlich, wie das eintönige Branden und Brausen der Meereswellen, die im Sturm an das Ufer schlagen und um die Küste wie hungrige Wölfe heulen, die nach Beute gierig schnappen.

Treibe weiter — es hilft dir kein Besinnen! Alles, was du erstrebst und was du liebst und wofür du leben wolltest, es ist klein und verschwindet. Eine Kraft ist größer. Und nur das eine Wort gilt: Tritt vor und falle! Es wird dir immerfort ins Ohr geraunt, dies Eine, Unerbittliche, das dich von Allem trennt. — Dem Unkundigen ist dieser Zwang verhüllt. Er meint, die Überlegung leitet ihn, er fasse Entschlüsse. — Freilich ist diese Erkenntnis der tiefen Zusammenhänge nur denen gegeben, die darum wissen und sich darum mühen. Dem Urteilslosen enthüllt sich nur die Oberfläche: ein anregend Spiel, ein Durchsetzen des Willens, den ich lenke und regiere. Nie besiegt mich die Schwäche. Ich raffe mich auf und befreie mich aus den Schlingen, die mich umgarnen wollen. Frei stehe ich als bewußter Mensch

da und lenke meine Geschicke! Aber weshalb lenke ich sie so und nicht anders?

Tritt vor und falle! Dieses Wort, das jedem, der mehr ist als Spielball, gellend einmal in die Ohren dringt, es enthält so viel Schmerz und Unglück, daß unwillkürlich Stummheit eintritt, wo dieser Ruf gehört wird. Die Furchtsamen streben, sich in Sicherheit zu bringen. Dennoch blüht auf dem Grunde dieses Schmerzes die Freude der Opferung, der Jubel des Bekennens, der Stolz des lachenden Sich-Verschenkens. — Denn das ist die Kraft, die sich verjüngt, die sich betätigt, ohne sich zu verzehren, die leuchtet, ohne je auszubrennen. Dieses Rastlose, Vieldeutbare des Weltgeschehens zieht uns an. Und wenn wir klar und kraftvoll auf uns selbst stehen, so fühlen wir beim Anblick dieser verschlungenen Notwendigkeit dieses eine Gefühl: Blühe auf, o Weltfreude!

ELFTES KAPITEL

Im Leben der Seele begegnen wir Gefühls- und Empfindungstiefen, einer Reinheit des Ursprünglichen, einer ewigen Neuheit und Erneuerung, einer Frische der Aufnahme und Abgabe, die sich bis zum orgiastischen Taumel erhebt. Sie versetzt den feinen Beobachter, den leisesten Erlauscher immer wieder in Erstaunen. All das lebt und ruht unterirdisch unter einer zeitlich-augenblicklichen Hülle und Decke, die Kultur heißt und die nur angenommen ist. Die der Mensch, der ganz Mensch sein will, der Mensch, der Tier und Pflanze und Stein und Atmosphäre fühlt, in sich fühlt, nur als Kleid gebraucht und zeitweilig als Waffe. Nackt ist er, nackt sein Leib, seine Glieder, nackt auch die Seele; denn sie ist für ihn ebenso sehr Leib. Unterirdisch fluten unter der Decke des geregelten Beginnens und Handelns, das der Verstand regelt, die Wünsche. Eigen und vielfältig ist die Mischung, unentschieden, kindisch, roh, vielleicht, aber in diesem Nebeneinander auch tiefsinnig, weisheitsvoll, glühend und aufstrebend zur Sonne. — Man hat oft gefragt in unserer Zeit, ob Tiere und Pflanzen Seele haben. Und diese Fragestellung ist gerade heute besonders wichtig, da die naturwissenschaftliche Forschung diese Gebiete neu gelockert. Aber die Frage scheint eher umgekehrt gestellt werden zu müssen: Haben die Menschen noch Seele?

Unterirdisch rauscht das tiefere Geschehen, das den nach innen gekehrten Blick in seinen Bann zieht. Wir finden in diesen vorüberflutenden Wirbeln, die kommen und gehen, und das wir unser Inneres nennen, alles, was je an der Entwicklung arbeitete. Rudimente, Entstellungen erinnern daran. Ein ungeheures Arsenal von Möglichkeiten finden wir hier. Überraschend erscheint uns oft die Ähnlichkeit mit vergangenem Fühlen, das sich uns plötzlich erhellt. Wir fühlen einmal wie Kinder und dann wie Frauen, und die Frauen verstehen die Männer und beide ahnt oft in erstaunlichen Offenbarungen einer plötzlichen Wendung das Kind. So verknüpft durch die Wiederholung der Geschehnisse der Kreis der Empfindungen die Geschlechter, die, ursprünglich eins, sich sonderten, und in Erinnerungen ihrer ursprünglichen Einheiten versenken sie sich in längstvergessene Perioden ihres Werdens. Darum auch überrascht uns oft das plötzliche Verstehen fremder Empfindungskreise. Wir fühlen mit Menschen früherer Zeiten, wir fühlen mit den Tieren, mit den Pflanzen, ja mit den Steinen, deren geheimnisvoll bewegende Kraft, die sich zu festen Gebilden formt, wir ahnen. Es ist die Wiederholung der Geschehnisse, die uns aufdämmert. Sie enthüllt uns mehr, als unser Verstand glauben will. Wir durchleben, wir durchfühlen die Perioden, die einmal waren und stehen

immer am Anfang. Und der Verstand überredet uns nur, an eine Entwicklung innerhalb unseres kleinen, begrenzten Kreises zu glauben. Freilich ist sie da. Aber würden wir die Arbeitstätigkeit der Ameisen — vorausgesetzt diese schnürten sich ganz ab von dem allgemeinen Geschehen und glaubten, weil sie emsig und verständig und berechnend sich tummeln und allerlei sinnreiche Apparate erfinden, hätten sie eine beherrschende Stellung im All — für eine geistige Entwicklung halten? Wenn wir fähig sind, unseren Standpunkt hoch genug zu wählen: sind wir mehr als — wimmelnde Ameisen? —

Der im Menschen wirkende Herrschtrieb läßt ihn oft die tollsten Beweisexkurse sich erlauben. So wird oft die Überlegenheit des Menschen über die andere Lebewelt damit begründet, daß dem Tier z. B. das geschichtliche Bewußtsein fehle. Das heißt: erst wird klüglich festgestellt, was der Mensch hat und was das Tier nicht hat. Dann wird daraus bewiesen, daß dies für den Menschen eine höhere Stufe bedinge. Das wäre geradeso, als wollte das Tier, nachdem es herausbekommen hat, daß dem Menschen der Spürsinn in dem Maße fehlt, wie es ihn selbst besitzt, daraus nun für sich eine höhere Stellung herleiten. — Das sind alles Tatsachen, die eben Tatsachen sind und deren Feststellung und Erwähnung keine Bevorzugung erheblicher Art zur Folge hat. Die

Verteilung dieser Tatsachen gibt kein Recht, die Aufeinanderfolge einer Stufenleiter, einer Rangordnung abzuleiten. — Gewiß hat jede Lebenserscheinung seine Spezialfunktion. Aber wenn etwas den Menschen erheben würde über ein anderes Geschlecht, so müßte es die Fähigkeit sein, die er auszubilden hätte, daß er eben nicht nur sein Spezialbewußtsein kultiviert, wie jedes Tier, jede Pflanze, jeder Stein dem in ihm wirkenden Drängen folgt, sondern daß er gewissermaßen sich selbst außer sich stellt, sich selbst sieht und so sich in den Zusammenhang einfügt, wodurch er Kraft gewinnt. Dem Tier ist es eigen, seinem Instinkt zu folgen. Des Menschen Instinkt ist sein Verstand. Er muß also, um sich über die Tierheit zu erheben, die Kraft herausspüren, die mehr ist als Verstand. Er muß zugleich über sich hinaus- und zurückstreben. Aus der Resultante dieser beiden Zielrichtungen ergibt sich der Weg der Freiheit.

ZWÖLFTES KAPITEL

6

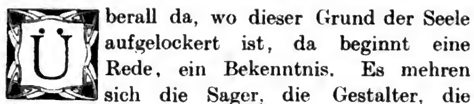
Wo der Wille so zwiespältig und vielspältig gemischt ist, ist dem Unglück der Weg bereitet. Nur die hohe Natur spannt über diese Abgründe noch eine Brücke, über die die Seele ruhig und gemessen schreitet und furchtlos stehen bleibt und hinabblickt, wo unten die Elemente branden und tosen. — Aber selbst da, wo das Schlimme — nur uns erscheint es schlimm, die wir die Dinge praktisch werten —, das Noch-nicht-endgiltig-Entwickelte mit sich selbst ringt, sich vielleicht auch gegen andere kehrt, da ist auch ein kleiner Pfad bereitet, der der Dunkelheit Licht und Luft zuführt. Ein Schacht, der die Gewitter reinigt. Wo viel Unglück und Not und Verblendung ist, da ist auch die Liebe strahlender, da wird bittender und scheuer gegeben und dankbarer empfangen. So erblicken wir hier Mitempfindung leuchtender, reiner als anderswo, Liebe in tiefem Unglück. Der Haß ist jäh und tritt sie nieder, er springt zur Tat, die er nachher schnell bereut. Sterbend schüttelt der Haß noch die Faust. Die Zeit muß sühnen, was er verbrach. Aber immer wieder . . . hier und da . . . diese unscheinbare Blume . . . Liebe, Menschenliebe, die den Tod nicht scheut. Sie reicht immer wieder stumm mit ganzer Seele ihre bittenden Hände. Über das zeitliche Streben leuchtet sie den Brüdern hinüber in die Zu-

kunft. Und blüht in tiefem Unglück, eine kleine, schüchterne, verirrte Blume.

Denn tausend Ströme fließen in jedem Menschen zusammen. Er ist ein Kampfplatz für entgegenstreitende Empfindungen, und nicht nur Vater und Mutter einigen oder bekämpfen sich in ihm, sondern ganze Generationen und Nationen, ganze Kulturen, alte und neue. So vieles will noch immer nicht sterben. Wir meinen, es vergessen zu können. Da reckt es sein Haupt empor und dräut. — Der wissende Mensch blickt in sein Inneres mit einem Gefühl seltsamen Grauens, und in entscheidenden Momenten sieht er sich selbst zu und sieht etwas werden, das er nachher Entschluß nennt. — Eine unermeßliche Anzahl von Entwicklungstufen sehen wir in dem Nebeneinander menschlicher Charaktere. Immer neue Mischungen. Der eine scheint fertig, er ist aber nur eindeutig. Der andere ist vieldeutig, beherrscht aber den Zwist, unterdrückt ihn. Andere stellen die Neigungen außer sich und leben frei und ohne Sorge. Andere verkümmern und fristen so ihr Leben. Und alles ist da und lebt und redet und rechtfertigt sich und kämpft den Kampf der Betonung. So geht es fort; von primitiven Stufen angefangen, ringt sich die Kraft hindurch, steigt höher, sinkt herab, verschwindet, tritt ins Sichtbare, schlummert träge dahin. Und es scheint, als

müßte diese Kraft daran arbeiten, sich den Dingen zum Trotz durchzuarbeiten, sich zu formen, und bis sie das als jeweilige Erscheinung nicht erreicht hat, tritt sie ihren Gang immer wieder von neuem an. Immer wieder erprobt sie sich selbst und stellt sich zum Kampf. Immer neue Widerstände wecken die Lust. So erneuert sich der Wille. Und die Seele, die Bewegung ist, begleitet die Kraft auf ihren Wegen. Sie ist Kraft. — So ringt sich — und daher das Unermüdliche der ringenden Daseinswelt — in jedem Einzelnen etwas zum Sein, das sich betätigen, das frei werden will. Ist es noch auf ganz niedriger Stufe, so erschöpft es sich in gleichgültigen Kämpfen und erniedrigt sich vor irdischer Gegenwart, dient stumpfen Vorschriften und ist selbstgenügend in dieser Erfüllung. — Wo aber die Seele erwacht ist, treibt sie, als Überschuß an Kraft oder als stille Hüterin, die Sinne an, die Muskeln, die Glieder und sorgt für das immer höher gleitende Spiel der Kräfte, das Erlösung erhoffen läßt, Ruhe, Glanz und Erfüllung. Selbst die Verzweiflung ist hier nur eine Station der Erholung, ein Ausruhen. Hinterher jauchzt die Seele noch einmal so froh, noch einmal so jubelnd, frei und nackt.

DREIZEHNTES KAPITEL



berall da, wo dieser Grund der Seele aufgelockert ist, da beginnt eine Rede, ein Bekenntnis. Es mehren sich die Sager, die Gestalter, die wir große und ganze Künstler nennen, die mit anderen Kräften operieren als mit Wortkünsteleien. Sie denken nicht daran, kleine Werke nach Rezepten zusammenzubauen. Ihr Schaffen ist ein Ausströmen. An diesem Ausströmen hat der klügelnde Verstand nur geringen Teil. Wie sollte auch das, was mit Naturgewalt strömt, so leicht zu begreifen und zu beurteilen sein. Der Verstand dient. — Freilich will die Menge, und vor allem die schreibende und lesende Menge, Werke in der alten, gewohnten Art und Form und vergißt ganz, daß, wie das Individuum sich erneuert, auch seine Organe sich erneuern und die Entwicklung Vervielfältigung, Verfeinerung bedeutet. Veredlung ist zugleich Vereinfachung.

Diese Künstler lauschen auf die inneren Stimmen. Sie hören auf die Worte, die Aufklärung geben über ein ganzes, sinnvolles Streben und holen aus Unterdrückung und Qualen, in denen der Einzelne sich windet, Erkenntnisse der Befreiung.

Diese Stunde ist die Stunde der Entscheidung, die Stunde der mahnend pochenden Entwicklung. Es wallt der Wille, Schleier verbergen die Fernsicht. Und dem Untergang

scheint das Dasein geweiht. — Doch auch diese Zeit geht vorüber. Die Herzen werden ruhiger. Die Lippen beginnen zu singen und das Auge sieht Schönheiten und Offenbarungen.

Mit antiker Größe stellt sich das Unbestimmbare, das Flutende, die Seele, die Kraft als Erscheinung hin, und sie redet in ruhigen, gemessenen Worten von sich selbst und erhebt die Dichtung auf höhere Stufen. Sie gibt ihr neue Mittel zur Gestaltung. Bald sammeln sich Scharen von Bekennern. Sie fühlen ihr Sehnen und ihr Ringen. Führer und Propheten erstehen.

Die Musik ist die eigentliche Form der Seele. In ihr gibt sie sich unmittelbar. Sie ist weit und unendlich, wie die Grenzen der Seele weit und unendlich sind, unergründlich, tief wie ihr Fühlen, aufschluchzend und herrisch sich bäumend. Trunken und wehmütig singende Melodien, deren innere Linien hervorleuchten wie Geschmeide. Diese Musik muß eingehen in den Rhythmus des Wortes. — Was innerlich geschaut ist, soll das Wort bilden. Dem Wort ist eine hohe Aufgabe gestellt, weil es die anderen Kräfte in sich vereinigen kann. Es ist Musik, es ist Malerei. — Zumeist allerdings will man seine Kraft knechten und ihm die geringe Bedeutung, die es zu Beginn seiner Entwicklung hat, als bloße „Mitteilung“ wie eine Last und Verpflichtung auferlegen. — Doch wird dies Neue kommen und es kann erst kommen, wenn

die Entwicklungslinien sich klären, wenn der zuckende Mund nicht mehr dumpfe Klagen stöhnt. — In der Dichtung gibt sich uns dann die Welt, ihr Sinn, ihr Streben, ihre Rätsel, ihr Ringen. Und Form wird werden, was ungeklärt noch in Dumpfheit sich quält.

Solche Zeiten prunken nicht mit Programmen. Die Stunde der Entscheidung naht. Es schlägt die Stunde der Entwicklung. Zuweilen schon leuchtet die Ankunft dieses Neuen auf, und trunken und wehmütig singt die Ahnung eine verhaltene Melodie, die nicht laut werden darf. Es wird kommen, dieses Neue, Reine, Große. Neue Klänge einer befreiten, immer voller sich auswachsenden Seele, deren Kräfte alles durchdringen. Frei und unendlich wird sie kommen und sich restlos schenken.

Diese Ansätze, dieses Aufflackern überall, die oft zu grotesken Gebilden sich verzerren, da sie die Bahn noch nicht kennen, kommen kaum über das Unbewußte hinaus. Und der Geschmack und die Entlehnung und die Formel ersetzt das Formen. Aber das Muß fehlt, die originale Empfindung fehlt. — Der Bildner dieser Sehnsucht kommt, der die Sehnsucht der schlummernden Massen gestaltet, der die Ekstase des Moments bannt. —

In seinen stillsten Momenten ist dieses Neue tief und gläubig. Es liebt die Erde, weil es Kraft ist und weil es überall auf Erden Kraft

spürt, die in den unscheinbarsten Dingen wirkt und wohnt. Selbst in dem Widerspenstigen ehrt es noch die Kraft, die Widerstand weckt. Es unterscheidet nicht Gut und Schlecht. Es will nur Kampf und Sehnsucht und Ringen nach Licht, Sonne, Glück, Freiheit. Um alles andere ist es unbekümmert. Denn alles andere ist Folge. Es folgt diesen Spuren nach und ergibt sich notwendig zum Schluß als Frucht. Die Welt soll voll sein von Sehnsucht nach Entwicklung und Zukunft. So wird sie vollendeter werden. Denn Entwicklung ist Entfaltung. Und die Gegenwart hat damit zu tun, jetzt erst das zu verwirklichen, wovon frühere Jahrhunderte träumten. Langsam schreitet die Zeit. Was später wachsen soll, das Samenkorn dazu muß lange, lange schon in die Erde gelegt sein. Nach Jahrhunderten — — so lautet der Spruch der Zeit, der die Ungeduldigen mit Haß erfüllt, die Wissenden tröstet. — Auf dieser Erde sollen Menschen wohnen, die kämpfen und sich sehnen, sich nach Licht, Glück, Sonne, Freiheit sehnen, das alles heißt: nach Entwicklung, nach Zukunft.

Diese Worte werden ehern und notwendig sein und doch voller unbestimmter Weichheiten. Ehrfurchtgebietend und demütig zugleich. Wie aus tiefster Unterdrückung lösen sich die reinsten Klänge aus. Und die Dichtung, die nicht in Alltäglichkeiten sich erschöpft,

nicht in sinnlos verwischende Melancholie sich verliert, keiner Romantik huldigt, Schlagworte und Erörterungen, sowie allzulaute Programme verabscheut, diese Dichtung wird frei und lauter dastehen und ihre Zeit als ein unentwickeltes Wartestadium ansehen. Sie wird die Dichtung sein, die der Welt sich zuwendet. — Ist die Zeit der Qualen vorbei, die nur Blut in Zahlung nimmt, dann werden die Herzen ruhiger schlagen, die Lippen, die Wehmut- und Todeslieder sangen — weil die Gegenwart sich selbst allzu beschränkt als Ausgangspunkt nahm — werden in befreiteren Melodien jubeln. Dann werden die Herzen, die dem Tod sich weihten, neuen Frühling ahnen und dieser stärkeren, reineren Zukunft entgegenschlagen und das Auge, das nur Leichen, Blut und Verzweiflung sah, erkennt dann Schönheiten und tiefere Offenbarungen. — Die Dichtung ist dann eine Welt selbstgeprägter Erscheinungsformen, in denen das Universum in einem kristallen klaren Dasein seiner Vielfältigkeit sich bewußt wird und sich selbst im Spiegel sieht, ohne Zweck, ohne Zwang, reich und allseitig, antik und modern.

VIERZEHNTES KAPITEL

Wer so im Kampf steht, achtet nicht viel der Wunden, die er empfängt. Der Kampf ist die Erproberin aller Weisheiten. Die Fundgrube aller notwendigen Erkenntnisse. Wo um Seelen gekämpft wird, ist die Beute eine reiche Fülle von Offenbarungen.

Nirgends sonst liegen die Fäden des Wollens so dicht ineinander verwirrt. Nirgends sonst sind sie zugleich so aufgedeckt wie hier.

Die Not drückt schwerer. Der Geist strafft sich energischer. Das Blut springt und pulsiert tobender. Und hell erglänzt der strahlende Schild der Seele.

Da alles auf dem Spiele steht, scheut der Geist vor nichts zurück. Da alle Kräfte entfesselt sind, wovor sollte die Seele bangen? Welche Fesseln sollte sie fürchten? Welche Schranken respektieren? — Hier herrschen keine Formeln mehr. Ihre Macht ist gebrochen. Die Macht der Götzen ist dahingesunken. Kein Erstarren lähmt den Willen. Die Form wird geboren. Und der Gott Seele besteigt seinen Siegeswagen. Geht es zum Triumph oder zum Unterliegen, es ist gleich. Hinaus ins Freie stürmt sie jubelnd, wo der Sturm saust und die Blitze zucken.

Wie schön ist der Wille, der ungebrochen sich entfaltet. Wie oft liegt er gefesselt, geknickt, mißhandelt am Boden! Er erwacht

aus der Erstarrung und ist jüng wie am ersten Tag. Und ewig unerfahren sehnt er sich nach dem Ergründen aller Möglichkeiten.

In diesem Chaos erscheint die Seele als das tiefste, verwirrteste Labyrinth widerspruchsvoller Regungen. Aber was uns widerspruchsvoll erscheint, erhellt sich uns auf höheren Werte als Offenbarung und Notwendigkeit. — Was uns ängstlich und arm und ungeklärt, ja gefährlich erschien, das enthüllt sich uns als reichster blendender Schatz. Voller Feinheiten, Dunkelheiten, Freiheiten, Rätselhaftigkeiten, Dämmerungen erscheint die Seele. Voller Schatten. Und dennoch ist ihre Zielrichtung die Erhellung. Und in unermüdlicher Bewegung sehnt sie sich und strebt zum Licht.

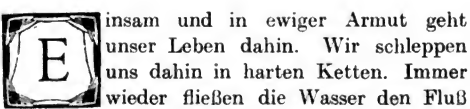
Wer die Seele einmal in ihrer Schönheit erschaute, liebt sie bis zum Wahnsinn und bleibt ihr treu in allen Fährnissen. Er schaukelt auf ihren Unendlichkeiten und errät ihre Deutungen. Er läßt sich erfassen von ihren Strudeln und taucht unter in die Fluten. Er wird nicht irre, wenn ihre Vielfältigkeit ihn blendet und verwirrt und bis zur Selbstaufopferung geht er ihren Rätseln nach, um sie zu künden.

Der steht am höchsten, der sie am umfassendsten erschaut, der ihre Totalität ahnt. Der die Farben und Nuancen dann so meisterlich mischt, daß das Leben und Sein der Seele im Bilde ersteht. Mit zitternder Hand holt er die

verborgensten Regungen herauf aus dem Dunkel. Frei von Formelvorstellungen, lauscht er nur den Einflüsterungen, die ihm von ferne kommen und sucht den Eindruck festzuhalten.

Wer die Seelen so schaut, die Seelen der Einzelnen, die Seele des Ganzen, das unaufhörliche Verschlingen zu neuen Ketten und Ringen in der Entwicklung der sichtbaren Welt, wer diese Kräfte alle zuckend vor sich liegen sah, der greift nur behutsam und scheu in diese Gewebe. Sie leiten das menschliche Schicksal, wie das Schicksal des Universums. Mit ihnen gelangt er suchend dem Zentrum der Bewegung nahe. Er erfaßt die Ahnung, die ihm Offenbarung wird.

FÜNFZEHNTES KAPITEL



Einsam und in ewiger Armut geht unser Leben dahin. Wir schleppen uns dahin in harten Ketten. Immer wieder fließen die Wasser den Fluß hinab, unaufhörlich. Wir aber sehen zu und sehen die Bewegung. Zweige und Baumstämme gleiten vorbei. Ach, die Zweige sind alle entlaubt, die Stämme sind alt und vermodert. Keine Wohnstätte weit und breit. Jahrelang, ein Leben lang geht es so dahin, am Fluß entlang, am traurig eintönig murmelnden Fluß, in der breiten, stummen Ebene. Der Strom zieht schweigend dahin und sieht uns nicht. Geh du mit mir, du fremde Seele!

An diesem grauen Gestade begegnete ich dir, wo die Entbehrung lauert. Wo härteste Arbeit erniedrigt, täglich, stündlich. Ich suchte die Notwendigkeit. Ich blieb allein. Ich sprach kaum mit den Gefährten. Nur ab und zu hörte ich einen Ruf. Irgend einen Warnruf, gewohnheitsmäßig ausgestoßen. Ich beachtete ihn nicht und ging blindlings weiter. Ich suchte dich, ich hoffte auf dich. Mich trieb die Kraft.

So flattert die Sehnsucht umher. Jede Einzelseele sucht und rastet nicht. Verborgen sind alle Triebfedern, und was wir beginnen, ist nur ein Hindeuten. — Ich will nichts von dir. Die Einsamkeit ist groß und schaurig und weitet die Seele. Fremd alles, was ich sehe. Abgewandt allem Menschlichen, gehe ich an trüben

Gestaden entlang. Geh du mit mir, du fremde Seele!

Rings brütet das eisige, große Schweigen. Es lastet auf den Gemütern. Kannst du es ertragen? Noch fand ich niemanden, der es ertrüge. Komm mit, es ist die Wahrheit.

Ich will dir zeigen, was wenige sahen: die endlosen Scharen derer, die trübe dahinziehen am fließenden Strom der Entwicklung. Sie kennen kein Ziel. Wer kennt es? Es gibt nur die Kraft, die von innen wirkt. Die Bewegung. Die Seele. — Wenn die Müden angelangt sind an einer Station, so jubeln sie auf und rasten. Aber sie wissen, bald drängt es sie weiter. Es ist nur eine kurze Pause. Vielleicht geht es denselben Weg wieder zurück. Und dann beginnt das Wandern wieder von neuem. So wickelt das Leben sich ab. Lichtblicke sucht jeder. Und jeder strebt dahin, wo die Freude winkt.

Es gibt ein Rad, ein ungeheures, unerbittliches Rad, das dreht sich unaufhörlich, das Rad: Schicksal. Über einem Abgrund drehen sich die Speichen und sausend schwirrt der Schwung. Die Opfer fallen hinein, werden hineingedrängt und sinken zerstückelt unten in den Abgrund. Es hilft kein Versuch, es gibt keine Befreiung. Jeder weiß, es nützt kein Unterfangen. Ja, wer hinauszukommen versucht, der fällt um so schneller zum Opfer,

ihn zermalmen noch früher die sausenden Speichen. So erfüllt jeder seine Linie, bis sein Leben endet. Nur einen Teil gibt er dazu her. Er selbst ist nur ein Teil. Nach ihm setzen andere die Linie fort. Und die Seele steht stumm und groß dabei und sieht zu, ohne sich zu rühren. Denn die Seele ist Kraft, also ein Teil jener Wut, die vernichtet. Das ist Geheimnis, sie reißt nieder und baut auf. Sie ist Opfer und Herr zugleich.

Die Seele dürstet und sucht sich zu vollenden und scheut keine Verschwendung und keine Opfer. Diese große, grausame Monotonie des Weltgeschehens erfüllt uns, die Einzelseelen, mit Staunen und Grauen. Wir sind von Nacht umgeben, aber wir fühlen unsichtbare Hände. Wir sind in der Stille, aber wir hören Stimmen. Ja, selbst oft in ganz unscheinbaren Sätzen, die nicht viel mehr als Tatsächlichkeiten enthalten, spüren wir den Glanz dieser großen, ganzen Seele suggestiv aus den Worten. Das Schlichte wird groß. Das Einfache wird kraftvoll. Das Ende scheint ein Anfang. Und nur uns erscheint der Sinn, der hinter dem Ganzen steht, trostlos, verzweiflungsvoll, einsam und kalt.

In dieser Weite der seelischen Räumlichkeit, in dieser Expansionskraft, der Fähigkeit, diese Weite zu füllen, spüren wir einen neuen Beginn. Wenn das Einzelschicksal ertrinkt, so

ist es seine Pflicht, Opfer zu sein. Die Aufschreie, die wir vernehmen, die Trauer, die wir mitansehen, bleiben uns nicht fremd, aber sie erfüllen uns nicht ganz. Wir finden die Zeichen dieser Hand überall wieder, auf dem Antlitz, in den Zügen der Menschen, in den Büchern, in den Ereignissen.

In diesem Zusammenhang begreift sich das Menschenschicksal. Die drohende Faust, die äußerlich gewalthaberisch die Menschen knechtet, die uns so spukhaft gräßlich erscheint, daß wir oft glauben, uns äffte nur der nüchtern-kalte Traum eines Pessimisten, ist nur äußere Macht. In uns selbst, die wir Teilerscheinungen sind, überträgt sich dieses Gesicht ins Lebenswahre, Innerlich-Wirkende. Das Leiden ist nur eine Begleiterscheinung des Geschehens und scheint symbolischen Wert zu bekommen. — Wir glauben oft, die Verzweiflung sei greifbar ins Sichtbare, Lebendige projiziert, wenn ein Unglück sich ereignet, ein Leiden beginnt. Und dennoch bleibt all dies tief unten. Oder besser, es befindet sich an irgend einem beliebigen Teil einer großen Linie, deren Kurven wir nicht überblicken.

Dann besinnen wir uns darauf, daß dies Geschehen, das uns täglich in die tiefsten Regionen hinabführt, uns daran erinnert, immer wahr und wirklich zu sein. Das heißt, wir sollen nicht unsere Bequemlichkeit, unsere Ge-

wohnheit, unsere Sentimentalität, unsere Hoffnung, unseren Haß, unsere Liebe, allzusehr zum Maßstab werden lassen. Der unendliche Luftraum umgibt uns. Er nimmt alles auf, die Flüche, die Schreie, die Bitten, und nach einer kurzen Strecke beginnt die Kälte und das Schweigen. Aber auch dieses noch ist Vorstellung, die noch nicht das Ende gibt. Denn innerhalb dieser Kälten fließen Wärmewellen. Durch das Schweigen tönen Luftakkorde. Das Leiden ganzer Menschengruppen füllt nur wenig den Luftraum. Und die eingehende Darstellung dieses Leidens hat nur vorübergehenden Einfluß. Wir vergessen es.

Denn wir fühlen, wir alle sind zusammengepfercht in diesen Höllenaufenthalt und mögen wir auch noch so weit entfernt sein, wir bleiben immer noch auf der Erde. Weit, weit entfernt — tönt ein Ruf. Aber immer noch auf diesem Stern — antwortet das Echo. Ja, denken wir uns eine noch viel raffiniertere Hölle aus, mit Qualen, Verzweiflungen und noch viel reuevolleren Fragen, gegen die alles, was wir kennen, klein und unbedeutend ist, wir würden dennoch einen Punkt ahnen, wo wir uns über diese Schrecklichkeit stellen. Denn all dieses Leiden ist nur Eindruck, Impression, und der Schrei, der den Schmerz ankündigt, Reaktion. Dies aber hat mit der innersten, mit der im Menschen als der Teilerscheinung

eines universalen Organismus wirkenden Kraft, den das Blut der Seele wie ein einheitlicher Strom durchfließt, nichts zu tun. Diese wirkt von innen heraus. Ein Samenkorn, das aufbricht, den Erdboden lockert, emporstrebt, mag in seiner umgewandelten Folgeerscheinung, im Einzelnen gebrochen oder auch im Ganzen vernichtet werden. Mit diesem Einzelerleben geht das Seelische nicht unter. Darum hängt auch die Seele in ihren feierlichsten, erhabensten Stunden nicht an der Einzelexistenz. Ihr Leben ist ein Fluten, hin und her. Nicht einmal vorwärts und rückwärts könnte man die Richtung nennen, denn das wäre nur für uns giltiges Bezeichnen. Der Raum aber, in dem sie sich ganz auswirkt, ist so unendlich, wie der ungeheure Luftraum, der uns umgibt. In ihm lebt und atmet sie und strömt durch die Dinge, sie mit geheimnisvoller Kraft anfüllend, die sie von ihnen zurückerhält, anziehend, abstoßend, sich misehend, sich trennend, ewig ein Wechsel in Ruhe und Kampf, sich wiegend und träumend. Und nur uns erscheint diese Notwendigkeit, diese Bedingtheit kalt, ehern, rücksichtslos und brutal. Wir gaben ihr diese Namen und nennen das Gegenteil milde, weich, liebend. Aber auch das wissen wir ja, daß dies nur Worte sind. Und feierlicher erscheint uns die Stunde, wo wir dies einsehen und bejahen, wo wir die Notwendigkeit begrüßen, wo

die kleine Seele in uns sich befreit und den Weg zu der großen Ganzheit sucht, die keine Gesetze respektiert, weil sie wirkt, schafft, ist, weil sie Erfüllung der Gesetzmäßigkeit ist, oberster Maßstab und Sinn aller Dinge zugleich und selbst da noch Kraft besitzt, wo sie unterliegt, indem sie sich über sich selbst setzt und sich dem Ganzen nähert, eins wird mit dem, das sie zuerst fürchten und hassen zu müssen meint.

SECHZEHNTES KAPITEL

Dem tieferen, vorurteilslosen Blick erscheint unsere Zeit — ein Ausschnitt aus der Unendlichkeit — als eine Zeit der vielfältigsten Möglichkeiten. — Wenn wir in schwachen Stunden an ihr zu verzweifeln beginnen und sehnsüchtig nach einer Vollendung ausschauen, das Hin und Her der Unruhen, unter dessen Mantel sich die Entwicklung von den meisten unerkannt verbirgt, uns zu chaotisch dünkt, so vergessen wir nur zu leicht, daß es unsere Unfähigkeit ist, die uns schwach, untauglich macht. Wir vermögen nicht das Große hinter all dem Einzelnen zu sehen. Wir gleichen den Gefangenen, die nicht über die Mauern ihres Kerkers hinwegsehen können. — Wir treten nicht weit genug zurück, um den Überblick zu haben, den die Aussicht zu den Fernen gibt.

Wir legen unser kleines Ich dem Streben der Gesamtheit unter. Wir wollen nicht warten, wir wollen nicht hoffen. Wir wollen dem Anderen, dem Vertrauen nichts lassen. Die Vorwürfe, die wir gegen die Gesellschaft zu richten wähnen, sind nur Schreie, die unsere eigene Ohnmacht dokumentieren, die unfähig ist, dem gewaltigen Strom, der immer über uns hinwegbrausen will, standzuhalten. — Wir glauben eine Zersplitterung wahrzunehmen, wo eine Macht gegen uns anstürmt, die uns zu zersplittern droht. Und wir meinen, die

Ohnmacht läge außer uns, wo sie in uns ist. Sie liegt tief in uns begründet und erklärt sich durch den falschen Standpunkt, den wir uns im Ganzen anweisen. Welchen Standpunkt wir fernerhin gewinnen, das kennzeichnet unsere Entwicklung.

Meist bringt das Alter diesem Körperlichen, diesem Kampf der Organe in mir, die die Außenwelt zu erfassen, zu bewältigen, zu zwingen suchen, vielleicht dem Zielstreben in ihr sich anzufügen suchen, um so dem Weltganzen innigst gesellt Geheimnisse abzulauschen, wie zwei Lebende sich Geheimnisse ablauschen und Zwiesprache austauschen, selbst wenn sie noch schweigen, den Stillstand. Wer alt wird, wer zur Ruhe strebt, beginnt bald, die Außenwelt, die Gegenwart, seine Zeit — den kleinen Abschnitt der Unendlichkeit, innerhalb dessen sich die Seele des Einzelnen zurechtzufinden hat — der Ruhelosigkeit, des haltlosen, zielunsicheren Hin und Her, der grotesken Bilderflucht von unzuverlässigen Eindrücken, der keine vernünftige Idee mehr zugrunde läge, zu zeihen, und indem er sich selbst so nachdrücklich aus der Liste derer, die den Willen haben, zu verstehen und Einblicke zu gewinnen suchen, streicht, schwemmt ihn eine Sturzwelle dieser großen Flut bald hinweg. Vorwürfe und Grollen übertönt das Rollen der Flut, sie alle werden überhört. Denn das ist das Kennzeichen: Über

den Einzelnen hinweg fließt und schäumt aufspritzend der Strom der Zeit. — Früher gab es nur menschlich körperliche Mächte, Einzelne gegeneinander sich aufrichtend, denen vielleicht die Massen dienten, sich fügten. Wir aber beginnen zu ahnen, daß es noch eine andere Macht gibt, die Macht, die über dem Einzelnen steht, sie selbst zwingt. Es ist dies keine fatalistische Ahnung. Vielmehr liegt in dieser Erkenntnis das sehr deutliche Bewußtsein von dem sozialen Zusammenhang, dem In-Einander-Leben aller wirkenden Faktoren, deren Ausdruck diese neue, ausgleichende Kraft ist.

Es ist eine der erhebendsten Empfindungen, mit der die Seele der Gegenwart dem Wirken der Zeit — diesem geringen Ausschnitt der Unendlichkeit — gegenüberzutreten allmählich fähig wird: das Gefühl dieses instinktiven Drängens nach einem Ziel, das ungekannt ist. Mit dieser Möglichkeit wächst die Seele, sie spürt ein expansives Drängen. — Schön und erhaben ist die Beobachtung, die uns die Entwicklung lehrt, der wir uns beugen: daß der Einzelne vor diesem Thron nicht viel mehr gilt als nichts. — Macht der Einzelne sich dienstbar dieser Macht, so wird er aufgenommen in die unsichtbare Gemeinschaft derer, die dem gleichen Ziel nachstreben. Weigert er die Heerfolge, so übersieht man ihn bald. Er ist bald

vergessen. — Und ehe eines Tages Frist noch vergangen ist, befindet sich der Weg der Entwicklung weitab von ihm. Sie nimmt ihren Gang ohne ihn, sie braucht ihn nicht.

Und bald ist die Zeit so unnachsichtlich verstrichen, daß er fern steht von allem Wirklichen. Er vernimmt nur noch von weitem ein Brausen. Dort fließt und rauscht schäumend der Strom. Aber hier, bei ihm und um ihn, wird es einsam und stille. Er steht für sich. Lautlos breiten sich um ihn die Horizonte. Lautlos, beinahe tot gähnt ringsum: Einsamkeit. — Und höchstens baut sich der Einsiedler noch ein einsames Glück, seltsam-groteske Bilderscheinungen, an denen er und die, die gleich irrgegangen sind wie er, sich freuen. Ist er einsichtsvoll, mit dem Sinn für Tiefen begabt, so versenkt er sich in sich selbst und lauscht der erhaben unendlichen Stille, die ihn umfängt.

Wenn alle Instinkte jung und stark und alle Sinne wach sind, dann fühlen wir die Einheit der Entwicklung so greifbar deutlich, daß nichts fähig ist, kein Widerspruch, kein Unglück, keine Zwietracht, uns von dieser Einsicht in das Weltgetriebe abzubringen. Es lockt uns dann, dem taktmäßigen, ewig unruhevollem Schlag der Wellen zu lauschen, den urewigen Klängen, die die Welt durchströmen und deren Rhythmus wir in der Stille vernehmen, wie wir den Pulsschlag in uns selbst spüren, nach-

zuhängen. Es lockt uns auch, diesem Strom uns machtvoll entgegenzustellen. Wir freuen uns daran, wie machtvoll er schäumt. Nur die Zaghaften, nur die Kleinen, nur die Schwachen und Besorgten, nur die, die ohne Zusammenhang in sich selbst, ohne Zusammenhang mit dem Größeren, das sie umgibt, sind, halten sich fern und werden, geraten sie dennoch in den Strudel, hinweggeschwemmt wie losgerissene Äste eines schwachen Baumes. Sie taumeln dahin, überstürzt von den Wellen. Sie gehen unter oder sie retten sich beiseite. Ihre Rufe verhallen.

Und dann kommt schließlich, allmächtig, alldrängend, das Gefühl der Sehnsucht, sich diesem Neuen ganz hinzugeben, diesem Wirkenden, das Kraft ist, blind zu folgen, machtvoll als ganze Persönlichkeit sich von diesen Wellen tragen zu lassen. Ein Schwimmer, der mit mutigen Armen das Wasser teilt, ist ein gutes Bild für dieses Mühen und Ausruhen, diese Arbeit und dieses lässige Getragenwerden. — Ein Jauchzen weitet die Seele. Mit dem Gefühl tiefsten Vertrauens segeln die Menschen immer wieder in dieses Unbekannte. Immer wieder fallen die Opfer. Immer wieder treten Neue ein. Welcher Drang leitet sie? Berauschend ist die Rücksichtslosigkeit ihrer Hingabe. Sind sie überzeugt, das Ziel zu finden? Ist es nur Drang, nur Kraft,

die sie leitet? Sind sie Natur, die wirkt, wird, stirbt?

Entwicklung heißt dieser Siegeszug, dem die Menschen sich opfern. In ferne, fernste Kreise werden sie hineingerissen und sie wissen nicht, wem sie dienen. Und gerade wenn sie trunken sind vor Lebensfülle, fühlen sie diese Wellen um sich wogen und fühlen ihr Blut im Takt mit dieser Melodie pochen. Trage mich hinweg, dir will ich mich opfern, so ruft die Stimme des wilden Blutes in uns. — Und auf der Höhe dieser fruchtbaren Erkenntnis formt der Künstler seine ehernen Werke, benutzt Wort, Stein, Ton, Farbe, um von diesem innewohnenden Geist ein Teilchen zu erschaffen und seiner Dichtung, seinen Statuen, seinen Bildern und seinen Musikschöpfungen davon zu geben.

Immer wieder stellt die Zeit — dieser kleine Ausschnitt aus der Unendlichkeit — diese Forderungen an den Einzelnen und wir verknöchern, wenn wir diese Rufe überhören. In diesem Feuer der Prüfungen werden die Seelen wachgeglüht und entfalten sich immer strahlender, mächtiger und lebenstüchtiger. — Wir haben uns zu sehr gewöhnt, den Ablauf des Geschehens, dessen kleinen Teil, den wir begreifen und wissen, wir Geschichte nennen, zu sehr vom Standpunkte des Einzelnen, dessen Wohl und Wehe uns um einer Laune willen schätzbarer

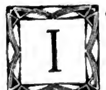
scheint, als wir vor uns wachend rechtfertigen können, aufzufassen. Das Leben des Einzelnen ist eine Reihe von Hoffnungen und Enttäuschungen und Verzweiflungen. Wir sollen es vergessen. Wir sollen hinauskommen über die engen Kreise. Es gruppiert sich im Leben des Einzelnen, so lange er noch in Fesseln liegt, alles um das Eine: Wie der Einzelne sich zum Ganzen stellt, ob er aufjauchzt, ob er klagt, ob er nörgelt, ob er unterliegt. So zerfällt immer wieder die große Macht der Ereignisse und der Strom wird immer wieder eingedämmt. Da aber unser Widerstand zu schwach ist, bricht der Ansturm unser Wehren und dann klagen wir an und bedauern. Und so häufen sich die Wirrnisse. — Die Macht der Ereignisse bedienen sich des Einzelnen nur als Mittel, sie berücksichtigen ihn nicht. Tritt der Einzelne in den Vordergrund, so zerfällt immer wieder die Macht der Ereignisse in zusammenhangslose Einzelerlebnisse: Trübungen, Hoffnungen, Freuden des Einzellebens.

Treten wir aber hinaus in die umfassenderen Kreise der seelisch-organischen Zusammenhänge, so sind wir von den Fesseln des Individualwillens befreit. In diesem Zusammenschluß knüpft das Ganze an das Einzelne an. Entwicklung des Ganzen ist nichts anderes als Kräfteentfaltung des Einzelnen, der hinstrebt in umfassendere Bahnen, sich nicht auf sich

selbst beschränkt. Denn der Einzelne muß wissen, daß nicht sein Leben und sein Werden an sich von Wert ist, sondern nur im Hinblick auf die Notwendigkeit, die im Ganzen sich offenbart, Bedeutung gewinnt. Nur der eherne Gang der Entwicklung gibt dem Leben des Einzelnen, der Teil ist, Sinn. Tod ist Erwachen. Das höhere Bewußtwerden, das tiefere Versinken hebt erst an, wenn die Fesseln der engeren Begrenzung gesprengt sind. Dann aber, wenn Freiland gewonnen ist, beginnt nach dem Tod die Auferstehung, die Auferstehung der Seele. Denn sie, die im Einzelnen und bei seinen Gelüsten geknechtet war, reckt sich nun jugendlich stark auf, sie erstarkt an dem unendlichen Blick über die unbegrenzten Lande. Und sie, die erst schüchtern dahinvegetierte, gewinnt die Kraft, Ziele zu setzen, neue Bahnen zu gewinnen. Gerade im Kampf erwacht ihr Bewußtsein. Indem sie sich dem Ganzen anschließt, wird sie erst zu dem, was in ihr liegt. Und indem sie, die Seele des Einzelnen, scheinbar unterliegt, blickt sie zum erstenmal schüchtern mit erstauntem Blick um sich und sieht die Natur in ihrem Werdeschmuck, Blumen, die sich erschließen auf grünenden Wiesen, den blauen Himmel darüber und hoch droben weiße Wolken, die selig dahinschweben, wie strahlende Riesenvögel. Gespannt lauschend, vernimmt sie den Rhythmus der Natur und sie begreift,

daß dieser Takt der gleiche ist, der in ihr lebt.
Indem sie aufatmet, wird sie ein Teil der
Natur, ein Teil des Ganzen. Der Tod
ist nur ein Erwachen. Von nun
hält ein unsichtbarer Freund
die Schwankende, die
nun erst ihr Leben
beginnt.

GEFÄHRTEN

ch bin unter Menschen. Unter Menschen allein.
Sie sind stumm. Sie reden Phrasen.
Sie reden wie Puppen.
Leer sind ihre Augen,
tot sind ihre Blicke.
Sie wissen nicht, was sie sind.

O weshalb redet ihr nicht, wie Menschen reden?
Auf leere Gaukelbilder hofft ihr
trügerisch wie spielende Farben
und starrt hinweg von euch nach fremden Bildern
und laßt eure Seele verschütten von dem Staub der Tage.

Auf — laßt eure Glut erwachen!
Schürt die Flammen, die in euch ruhen,
die zur Stille gewiegt sind in der langen Eintönigkeit der Tage.
Schürt die Flammen, daß ein heißer Hauch
sengend euren Lippen entströmt.

Ihr seid Menschen.
Ja — Lebensglut sengt.
Lebensglut schürt das Blut.
Daß es wallt, kocht und vorwärts stürmt
und drängt und überschwillt.
Ich will mich an euch versengen.

Aber ihr wartet immer und hofft
und laßt euch begraben unter euch selbst,

Totengräber eures Selbst.
Ihr selbst singt euch Leichenlieder,
Eure Reden klingen so überlegt wie die Grab-
rede eines Pastors.

Leer sind eure Blicke
und ihr redet, einer vor dem anderen, mit
Hinterhalt.
Träge arbeitet bei euch die komplizierte Ma-
schine: Herz,
jener seltsame Motor, jener urkräftige Muskel,
der immer das Blut treibt, ob ihr Kummer habt
oder euch freut.

Ihr geht, sitzt, schlaft, ihr lacht, ihr trauert,
Ihr steht am Sarge von Freunden,
und immer klopft das Herz und arbeitet
unentwegt und treu, diese rätselhafteste Ma-
schinerie.

Und immer, wenn ihr vor mir sitzt,
sehe ich dieses arbeitsame Herz vor mir:
Eine Reihe minutiöser Apparate,
die rastlos arbeiten, immerfort,
während ihr stumm vor mir sitzt.
Herz an Herz, Strom bei Strom
pulsierenden Blutes.
Wie präparierte Schaustücke in einem anato-
mischen Museum.

Ich suche eure Augen — warum versteckt
ihr euch?
Ich will mit meinen Worten eindringen in eure
Ohren —
warum verstellt ihr euch?
Ihr zuckt die Achseln und lacht. Lacht nicht —
es wird euch gereuen.
Ich will zu euch reden.
Ich will zu euch reden, daß ihr aufmerkt.

Ich strebe hin zu euch. Fühlt ihr es nicht?
Wo ist euer Herz, ich will es betasten.
Hier, hier habt ihr m e i n Herz!
Nehmt es und tut damit nach eurem Gefallen.
Hier meine Hand, hier meine Lippen.
O gebt mir euer Herz, gebt mir eure Hände.
Gebt mir eure lebendigen Lippen!

Ich will euch küssen. Nichts geht über die
Berührung lebendiger Lippen.
Meine Liebe gehört euch — o daß ihr er-
warmt!
Brust an Brust will ich bei euch sein und euch
in die Augen sehen.
Vielleicht wecke ich die Glut.
Vielleicht fangt ihr an zu stammeln.
Vielleicht redet ihr zu mir.

Es gehen viel Menschen über die Erde.
Horcht hin, was sie euch sagen.

Vielleicht glüht ihr dann wie ich. Wie ich zu
euch erglühe.
Bald ist die Zeit um,
dann fragt niemand nach euch,
und niemand will eure Sehnsucht.
Dann müßt ihr stumm sein.

Aber jetzt, jetzt noch
Redet, lacht.
Glüht, liebt, jetzt seid ihr noch Menschen.
Ihr seid, seid, seid!
Begreift ihr, was das heißt: Sein.
Sein! Sein! Faßlich und unangreifbar.
(Wie lange noch — ja: Aber in diesem Moment
unvertilgbar, unleugbar.)

Es tönt eine Glocke über das Weltenall.
Ihr Ton schwillt — ihr hört sie wohl.
Nein — verstopft nicht eure Ohren!
Auf, verschlingt ihren Ton,
Schlürft ihn ein wie eine Süßigkeit, wie seltene
Mannaspeise.
Der Glocke Ton schwillt über die Erde.
Sie singt und klingt, was euer Herz will,
im Einklang mit euch, was euer Herz sich er-
sehnt.

Ihr aber denkt nur: wir hörens wohl.
Und nickt dann mit den Köpfen.
Sei stille, mein Herz — sagt ihr zu euch.

Nein — seid nicht stille.
Der Ton wartet auf euch. Er will einziehen
in eure Seele.

Mitklingen sollt ihr, ihr sollt mitbrausen.
Im All ein schwellender Orgelton!
Hier, glüh an meine Seele.
Ihr seid es, ihr seid es, so ruft die Glocke.
Rottet euch zusammen, wir stürmen die Gipfel.
Trunken stürmen wir hinauf, wo die Sonne lacht.
Sie übergießt euch mit Glanz.
Befiehlt wie die Erde sei — sie ist es.
Befiehlt, daß alle Dinge nach eurem Sinn leben,
Und sie leben nach eurem Sinn.

Nichts steht euch im Wege! Nur ihr selbst.
Es wartet alles auf euch, greift lachend zu und
packt an
in jubelnder Werdemacht, sorglos, frei und ohne
Grübeln.
O nehmt meine Hände — ihr seid es, ihr seid es!

Dann, ja dann —
dann sinken wir zusammen ins Dunkle,
zusammen ziehen wir ein in die stumme Nacht,
ziehen zusammen die starre Straße, wo es kein
Umschauen gibt.
Zusammen stürzen wir in das gähnende Grab
Vergessenheit,
das alles Lebende verschlingt.

Darum liebe ich euch, weil wir Gefährten sind.
Ich habe Vertrauen zu euch, weil ich zu euch gehöre.
Millionen Stunden und mehr werden noch hinziehen,
Nichts gleicht der Stunde, als wir uns trafen und fühlten.
Was jetzt nicht wird, entsteht, wächst, verloren ist es,
Nie kommt es wieder.

Was kümmern euch die Andern?
Sorgt für euch, so wird für alle gesorgt sein.
Sie werden kommen nach euch und werden eure Spuren suchen.
Sie werden fragen und werden sich wundern:
Was taten sie? Was trieben sie?
Waren sie Menschen? Glückselig und ganz?

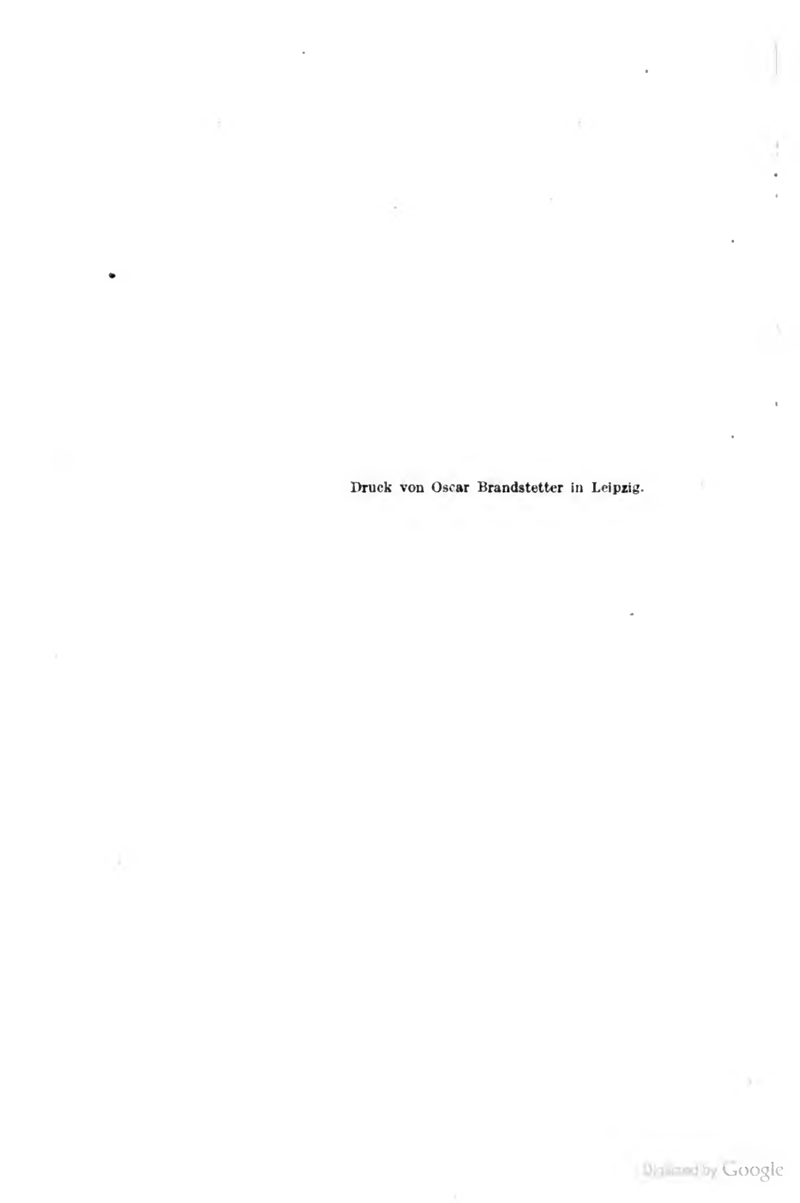
Lebende seid ihr, allesamt Herrscher!
Wir leiden dasselbe, wir jubeln über dasselbe.
Wir haben die gleiche Sehnsucht und gleiche Trauer.
Hier meine Hand.
Hier mein Herz,
Hier meine Lippen.
Nur euch liebe ich, die ihr meine Gefährten seid.
Verschwindende Augenblicke in einer ruhelosen Ewigkeit
Wie ich.

zusammen mit euch sinke ich ins Dunkle,
zusammen mit euch ziehe ich ein in die stille
Nacht,
zusammen mit euch gehe ich die starre Straße,
wo es kein Umschauen gibt.
Zusammen mit euch verliere ich die Spuren,
stürze taumelnd mit euch hinab in das gähnende
Grab: Vergessenheit,
das alles Lebendige verschlingt,
einen seligen Gruß auf den Lippen.

INHALT

WERKE VON ERNST SCHUR

Sehet, es sind Schmerzen, an denen wir leiden	1897
Vom Sinn und von der Schönheit der japanischen Kunst	1901
Grundzüge und Ideen zur Ausstattung des Buches	1901
Gedanken über Tolstoi	1902
Paraphrasen über das Werk Melchior Lechters	1902
Das Buch der 13 Erzählungen (Japanisch)	1902
Dichtungen und Gesänge	1903
Der Fall Meier-Graefe	1906
Die steinerne Stadt. Gedichte	1906



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.


Princeton University Library
32101 069170528

